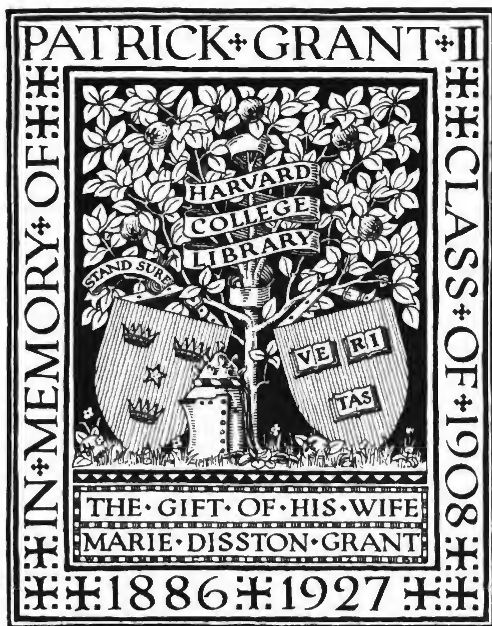
FISCHENICH UND CHARLOTTE VON SCHILLER: AUS IHREN BRIEFEN UND ANDERN...

Bartholomäus Ludwig Fischenich, Charlotte Schiller, ...




PATRICK GRANT II
IN MEMORY OF
CLASS OF 1908
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
STAND SURE
VE RI
TAS
THE GIFT OF HIS WIFE
MARIE DISSTON GRANT
1886 1927

Fischenich

und

Charlotte von Schiller.

Aus ihren Briefen und andern Aufzeichnungen.

Von

Dr. J. H. Hennes.



Frankfurt a. M.
Verlag von J. D. Sauerländer.
1875.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Azeglio, Massimo d', Meine Erinnerungen. Autorisirte Uebersetzung. gr. 8°. 1869. Geh. Thlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20.

Baumann, J., Naturgeschichte für das deutsche Volk. Ein Buch für Schule und Haus. Herausgegeben von Professor Dr. W. H. Schmidt. Dritte Auflage. Mit 450 Holzschnitten. gr. 8°. 1871. Brosch. Thlr. 2. 12. fl. 4. 12. Eleg. geb. Thlr. 2. 24. fl. 4. 54.

Beyer, Dr. **C.**, Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen ungedruckten Aktenstücken, Briefen 2c. gr. 8°. 1868. Thlr 2. fl. 3. 30.

Brentano, Clemens, gesammelte Schriften. Herausg. von Chr. Brentano. gr. 8°. 1852—54. Mit Portrait. 9 Bände. Thlr. 9. fl. 15. 45.

— — Gedichte. In neuer Auswahl. Mit Stahlstich. Miniatur-Ausg. Geb. Thlr. 2. fl. 3. 30.

Briefe des Kgl. Preuß. Gesandten Rochus von Rochow an einen Staatsbeamten. Herausgegeben von Dr. Ernst Kelchner u. Prof. Mendelssohn-Bartholdy. 8°. 1873. Thlr. 2.

de Castro, Adolfo, Geschichte der spanischen Protestanten und ihrer Verfolgung durch Philipp II. Nach dem Spanischen bearbeitet von Dr. Heinrich Hertz. gr. 8°. 1866. Geh. (20½ Bog.) Thlr. 1. 15. fl. 2. 42.

Diefenbach, Dr. **Lorenz**. Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte. gr. 8°. 1864. Thlr. 3. 20. fl. 6. 24.

Fortlage, C., Professor, Friedrich Rückert und seine Werke. 8°. 1867. 25 Sgr. fl. 1. 30 kr.

Henkel, Heinr., Leben und Wirken des Dr. Aloys Schmitt. Mit Portrait. 8°. 1873. 20 Sgr.

Horn, W. O. von, gesammelte Erzählungen. Neue Volksausg. 12 Bände. 12°. 1860—62. Mit Portrait und 12 Illustr. Thlr. 6. 12. fl. 10. 48.

— — Rheinische Dorfgeschichten. Mit Portrait und 3 Illustr. 4 Bände. 12°. 1854. Thlr. 1. 21. fl. 3.

— — des alten Schmiedjakobs Geschichten. Mit 3 Stahlstichen u. vielen Holzschnitten nach L. Richter. 3 Bde. 8°. 1852—54. Thlr. 2. fl. 3. 36.

Irwing, W., Gottfried Crayon's Skizzenbuch. Aus dem Englischen. Dritte Auflage. 8°. geh. 1870. 20 Sgr. fl. 1. 12.

Klimsch, Eugen, Deutsche Minne in Bild und Lied. 9 Blätter in Farbendruck in eleg. Mappe. gr. 4°. 1869. Thlr. 4. fl. 7.

Körner, Gustav, Gesandter der Vereinigten Staaten zu Madrid in den Jahren 1862—64. Aus Spanien. In Briefen an seine Freunde. 8°. 1866. Geh. Thlr. 1. 15. fl. 2. 42.

Kriegk, Dr. **G. L.**, Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. Ein auf urkundlichen Forschungen beruhender Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerthums. gr. 8°. 1862. Geh. Thlr. 2. 20. fl. 4. 40.

— — Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung nebst einem Anhang über Göthe's Jugendzeit in Frankfurt a. M. 8°. 1869. Geh. Thlr. 2. fl. 3. 30.

Kühner, Dr. **C.**, Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückert's Dichtung. gr. 8°. 1869. Thlr. 1. fl. 1. 45.

Liederbuch, für Naturforscher und Aerzte. Eine Festgabe. Herausgegeben von Dr. Heinr. Hoffmann. gr. 8°. 1867. 15 Sgr. 54 kr.

Fischenich

und

Charlotte von Schiller.

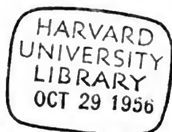
Aus ihren Briefen und andern Aufzeichnungen.

Von

Dr. J. H. Hennes.



Frankfurt a. M.
Verlag von J. D. Sauerländer.
1875.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
OCT 29 1956

Vorwort.

Zu Anfang des Jahres 1841 war ich damit beschäftigt, die Herausgabe der, dem „Andenken" an Fischenich gewidmeten Blätter vorzubereiten. Schon anderthalb Jahre früher gelangte ich in den Besitz der von Charlotte an Fischenich gerichteten Briefe; zugleich vernahm ich, daß Briefe von Schiller selbst noch vorhanden.

Ernst von Schiller, damals in Köln, wie er so oft schon sich freundlich gegen mich bezeigt, wandte sich nun an Frau Georgine von Savigny, geborne Brentano, welcher Fischenich einige von den Originalen der Briefe Schiller's geschenkt hatte; und bat um die Abschrift derselben. Sie übersandte ihm, was er wünschte; mit folgendem Schreiben: „Berlin, den 1. November 1839. Mit der größten Freude überschicke ich anbei Alles, was ich von Ihres Herrn Vaters Briefen besitze. Leider hat Fischenich selbst nicht mehr gehabt, da ihm eine Feuersbrunst alle andern geraubt hatte, wie er mir mit betrübtem Herzen erzählte. Es ist um so mehr zu beklagen, da es erscheint, daß er in besonderm innigen Verkehr mit diesem sinnigen gemüthvollen Freunde gestanden hat. Herr von Savigny empfiehlt sich Ihnen mit mir auf das angelegentlichste. Mit großer Hochachtung. G. v. S."

Auf diese Weise erhielt ich durch Ernst Schiller Abschriften der unten mitgetheilten Briefe seines Vaters vom 30. März und 25. Juli 1793 und 8. November 1804.

Auch die Erinnerung an Hoffmeister drängt sich mir auf. Gleich nach dem Erscheinen des „Andenkens" bewährte er seine Theilnahme durch Wort und That; und übergab mir Abschriften von Briefen Fischenich's an Schiller. Lebhaft gedenke ich seiner; ihm kann ich diese Blätter nun nicht mehr zusenden.

Aber lebhafter, schmerzlicher gedenke ich der Freundin, von der ich beinahe zwei Jahrzehnte hindurch ununterbrochen reiche Mittheilungen, unablässig Beweise von Theilnahme und Freundschaft erhielt. Ihr vor Allen, Charlottens Tochter, müßte ich die Schrift, die hier vorliegt, überreichen und widmen. Aber auch ihr kann ich das nicht mehr aussprechen, wovon mir das Herz voll ist; und ich muß mich damit an den wenden, der sie mehr als wir Alle beklagt, mehr als wir Alle vermißt.

Mainz, im November 1874.

Den Mittheilungen über Fischenich und Charlotte von Schiller lassen wir zur Einleitung und besserm Verständniß einige Blätter über sein Verhältniß zu Schiller selbst vorausgehen.

Anfangs 1791 ward Bartholomäus Ludwig Fischenich, geboren zu Bonn und damals zweiundzwanzig Jahre alt, zum Professor der Rechte an der wenige Jahre vorher in seiner Vaterstadt gestifteten Universität ernannt, und sollte namentlich Vorlesungen über Natur- und Staatsrecht halten. Der Kurfürst, Max Franz Erzherzog von Oesterreich, der unablässig bemüht war, die neue Stiftung zu fördern, den Studien in seinem Erzstift neue Bahnen zu öffnen, ertheilte ihm Urlaub zu seiner weitern Ausbildung und die Erlaubniß, nach seiner Wahl auswärtige Universitäten zu besuchen.

Er wählte Jena. Schiller's Ruf war es, der ihn dahin zog. Bald ward er, obwohl neun Jahre jünger, mit ihm auf's innigste vertraut, war jeden Tag mit ihm in lebhaftem gesellschaftlichem und wissenschaftlichem Verkehr. Seit dem Ende des Jahres war er auch sein Tischgenosse Mittags und Abends.

Im Frühjahr 1789 war Schiller Professor der Geschichte in Jena geworden. Seit dem 22. Februar 1790, wo Charlotte von Lengefeld von ihm am Altar den Ring genommen, war er dort auch häuslich eingerichtet. Das Jahr darauf kam Fischenich.

Wie hier das doch nur kurze Zusammenleben Schiller, Schiller's Gattin und Fischenich zu innigster Freundschaft verband, davon geben die nachfolgenden Briefe nicht minder Zeugniß, wie von dem schönen, trotz Krankheiten und mannigfacher Sorgen reich-

Ich befinde mich bis auf die Empfindung auf der Brust immer noch wohl. Dem Herzog habe ich gestern wegen der Vakanz auf den Sommer geschrieben, um die Formalitäten zu beobachten ꝛc. In Weimar habe ich durch die Bürgerische Recension viel Redens von mir gemacht; in allen Zirkeln las man sie vor und es war guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Göthe öffentlich erklärt hatte, er wünschte, Verfasser davon zu sein. Das Komische dabei ist, daß von so viel Weisen keiner errieth, von wem sie war. — Ich danke Dir, daß Du mich auf die Reisen des Gr. Benjowsky aufmerksam gemacht hast. So interessant als der erste Theil derselben ist, habe ich lange nichts gelesen. Unendlich mehr Vergnügen gewährte mir dieser B. als die so ausposaunten Reisen Thümmel's in's südliche Frankreich. Leichten Ton haben sie, aber sind übrigens flach, oft seicht, und verrathen nicht eben viel Geist. Ich hätte etwas Besseres erwartet.“ *)

Der Herzog bewilligte ihm „die Vakanz auf den Sommer“; und er reiste, um sich zu erholen, nach Rudolstadt; erkrankte aber hier von neuem. Man glaubte ihn dem Tode nahe; die Sprache fing an, ihm schwer zu werden. Damals war es, wo er mit zitternder Hand die Worte schrieb: „Sorgt für eure Gesundheit, ohne diese kann man nicht gut sein.“ Auf demselben Blatt, das die Familie noch heute bewahrt, fügte später seine Frau Folgendes hinzu: „Dieses schrieb Schiller in Rudolstadt Anno 91, da ihm das Sprechen durch Brustkrämpfe zu schwer war, und er zu sterben glaubte.“

---

*) Als Frau von Wolzogen mit ihrem „Leben Schiller's“ beschäftigt war, schickte ihr Körner diesen Brief. Er schreibt ihr am 5. Juni 1829: „Ueber Schiller's Studium der Kantischen Philosophie habe ich Einiges gefunden, und lege einen Brief bei, den ich mir gelegentlich wieder erbitte, nebst Extrakten und Briefen.“ Nachlaß. Th. 2. S. 350. Offenbar hat Frau v. W. es versäumt, Körner diesen Brief zurückzuschicken; und so kam es, daß er nicht im Körner-Schiller'schen Briefwechsel steht, vielmehr als fehlend bezeichnet wird.

Im Juli ging er von Rudolstadt mit seiner Frau nach Karlsbad. In Eger sahen sie im Rathhaus das merkwürdige Bild Wallenstein's, und in der Wohnung des Bürgermeisters das Zimmer wo er den Tod fand. Im September waren sie in Erfurt. Am 14. schrieb Fritz Stein von Jena aus: „Ich habe mich außerhalb des Hauses nach Gesellschaft umgethan. Fischenich von Bonn, Magister Göritz, Herr von Fichard und ich, wir werden den Winter durch zusammen essen, und zwar bei Fichard; ich freue mich recht sehr darauf."

Charlotte antwortete gleich am andern Tage: „Eben erhalt' ich Ihren Brief. Wenn Sie Ihre Gesellschaft nicht so gewiß arrangirt haben, so können Sie ja bei uns essen. Doch machen Sie das, wie es Ihnen am liebsten ist." *) Einige Zeit nach der Rückkehr kamen sie überein, daß die Tischgesellschaft zu Schiller's übersiedelte. Niethammer schloß sich ihr an.

Schiller fühlte sich damals überaus glücklich. Am 24. October schrieb er an Körner: „Für meine Lotte wünschte ich wohl einige leidlichere Frauengesellschaften ꝛc. Meine Krankheit hat dadurch daß sie mich ganz außer Thätigkeit setzte, uns so an einander gewöhnt, daß ich sie nicht gern allein lasse. Auch mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne dies fast unmöglich wäre."

Am 1. Januar 1792 meldet er ihm: „Meine häusliche Existenz hat jetzt sehr viel Abwechselung, und diese macht mich frisch zur Arbeit. Ich habe die Einrichtung getroffen, daß ich Mittags und Abends mit fünf guten Freunden zusammenspeise, die bei meinen Hausjungfern mit mir in die Kost gehen. So habe ich, ohne mit der Besorgung beschwert zu sein, täglich einen gesell-

*) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Th. 1. S. 436.

schaftlichen Tisch; und da es zum Theil Kantianer sind, so versiegt die Materie zur Unterhaltung nie. Nach Tisch wird zuweilen gespielt, ein Behelf der mir seit meiner Krankheit fast nothwendig geworden ist."

Frau von Stein sendet in ihren Briefen an Charlotte „viele Grüße an Schiller und auch einen schönen Gruß an die Tischgesellschaft." Fritz Stein selbst mußte vor dem Frühjahr Jena verlassen. In einem Briefe aus Weimar fragt er: „Wie geht es unsrer fröhlichen Gesellschaft?" *) Charlotte erwiedert: „Die Gesellschaft ist recht wohl, und Merkwürdiges ist nichts vorgefallen. Fichard, der eben da ist und liest, trägt mir auf's feierlichste auf, ihn zu empfehlen. Letzt haben wir und Fischenich ausgedacht, warum er so schnell sein Herz zu Ihnen gewendet hat, denn Sie haben übrigens doch nicht viel Gleichartiges: erstlich weil Sie von Adel und Hofjunker sind, und weil er die Höfe so liebt. Fischenich ist auch wohl und putzt die Nägel fleißig. Wir haben ausgedacht,

*) Muthwillig genug war Schiller unter diesen Hausfreunden. Zur Zeit wo ich mit dem „Andenken" beschäftigt war, am 22. Juni 1841 schrieb mir Böhmer: „Allerdings hat unser großer Geschichtskenner Fichard seiner Zeit die Kost bei Schiller in Jena gehabt. Er stand mit dessen Familie auf sehr gutem Fuß; noch als Schiller todt und er selbst blind war, hat er, wie ich weiß, für dieselbe Besorgungen gehabt in Bezug auf die Pension von 1000 fl. welche die Wittwe zuletzt (ursprünglich eine Gabe des Fürsten Primas) von der Stadt Frankfurt bezog. Fichard erzählte: Schiller sei bei Tisch sehr heiter gewesen und habe sich wohl einen kleinen Spaß mit seinen Tischgenossen erlaubt. Es war Winter, Schlittenfahrt sollte stattfinden, Fichard wollte mitfahren, bedauerte keine Dame zu haben. Schiller ermunterte ihn, von einer gegenüber wohnenden Mutter sich die Tochter zu erbitten. Fichard, mit diesen Frauenzimmern wenig oder gar nicht bekannt, und noch unerfahren in der Sitte, ging in die Schlinge ein, stieg eines Tags nach Tisch geputzt in's Nachbarhaus hinauf. Unterdessen stellte sich Schiller in's Fenster, und sah nun über die Straße, was dort im andern Hause vorging, als Pantomime: Fichard's höfliches Werben, das Erstaunen der Mutter, ihre abschlägliche Antwort und den armen begossenen Hund der davon lief."

er könnte auf dieses Geschäft reisen und so wie die Zahnärzte seine Kunst anbieten. Die Damen würden es bald für eben so wichtig halten, schöne Nägel als schöne Zähne zu haben."

In ihrem „Leben Schiller's" berichtet Frau von Wolzogen: „Heiterkeit herrschte bei dem mäßigen Mahl &c. Mit Niethammer und Fischenich unterhielt Schiller sich vorzüglich über die Kantische Philosophie, und diese war, bei dem lebhaften Interesse das sie den drei Männern einflößte, ein nie versiegender Quell für gegenseitige Mittheilung. Ein dauerndes Band blieb durch's ganze Leben; und nach Schiller's Tod fand der edle Fischenich Gelegenheit, seine Freundschaft für denselben den Hinterlassenen treu und auf die großmüthigste Art zu beweisen."

Es war, wie wir auch hier hören, Philosophie und namentlich das Studium Kant's, wofür damals Schiller sich am meisten interessirte. Wiederholt hören wir dies von ihm selbst, auch in seinen Briefen an Körner. „Ich treibe jetzt," schreibt er am Neujahrstag 1792, „mit Eifer Kantische Philosophie. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe; wenn mich dies auch drei Jahre kosten könnte."

In Jena war damals Professor Reinhold, Wieland's Schwiegersohn, berühmt wegen seiner Vorlesungen über die Kantische Philosophie. Durch ganz Deutschland war dieser Ruf gedrungen, und hatte sogar ältere Männer nach Jena gezogen. Kant selbst hatte der Universität zu diesem Lehrer Glück gewünscht.

Nun muß es uns in Erstaunen setzen, daß Schiller, bei diesem lebhaften Interesse für die Kantische Philosophie, Reinhold, der durch seine „Briefe über die Kantische Philosophie" und durch seine Vorlesungen über dieselbe berühmt geworden war, vernachlässigte, und mit Fischenich, der damals erst zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alt und neun Jahre jünger als er selbst war, über diesen Gegenstand sich zu unterhalten nicht müde ward.

Daß er Reinhold nicht suchte, ja ihn verschmähte, sehen wir aus dessen Briefen an Baggesen, worin er sich darüber auf eine Weise beklagt, die zugleich seine Liebe für Schiller und seine Bescheidenheit beweist. Im Jahr 1791 schreibt Reinhold: „Schiller ist für mich so gut als abwesend. Er läßt mich so viel von seinen Gedanken und Empfindungen wissen als jeden seiner Leser.“ Die Frauen der beiden Männer kamen wohl zusammen; man machte Landpartien mit einander; zu größerer Annäherung kam es nicht. Im Frühjahr 1792 schreibt er: „Ich weiß, daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht schätzt. Seine Einsilbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derselben länger freiwillig hätte aussetzen können; und ich komme nun seit einigen Monaten nicht mehr zu ihm.“

Gegen die Mitte des April 1792 reisten Schiller, Schiller's Frau und Fischenich von Jena über Leipzig nach Dresden. Schon am 30. März hatte Schiller sich bei Körner angekündigt; am 3. oder 4. April wollte er die Reise antreten. Das schlimme Wetter und ein starker Katarrh, so schrieb er am 7., verhinderten seine Abreise; sein Arzt, Starke, hielt ihn ab, „sich der fatalen Witterung auszusetzen.“ Aber wenige Tage später reiste er. Drei Wochen blieb er in Dresden. „Unser Beisammensein,“ schrieb Körner am 14. Mai, gleich nach der Abreise „ist mir wie ein Traum, und ich kann kaum glauben, daß wir ein paar Wochen zusammengelebt haben. Aber Deine Unpäßlichkeit und meine Akten haben uns viel Zeit geraubt.“ Auf demselben Wege wie er gekommen war, reiste Schiller nach Jena zurück. Körner's Schwägerin, Dora Stock, reiste mit bis Leipzig, ihrer Vaterstadt.

Fischenich hatte schon früher Dresden verlassen. Er wollte in Leipzig länger verweilen und namentlich die Universität kennen lernen. Auf den 11. Mai erwartete er dort Schiller. „Am Freitag werde ich Ihnen,“ schrieb er am 5. an Charlotte, „bis Borsdorf entgegen gehen. Schon jetzt fühle ich's sehr lebhaft, wie schwer

mir die Trennung von Ihnen und Ihrem Schiller werden wird und wie unentbehrlich mir Ihre Gesellschaft ist. Noch nie fand ich solche Lücke in mir als seit meiner Abreise von Dresden."

Am 14. reiste Schiller von Leipzig ab. Fischenich blieb noch; erst im Juni folgte er ihm nach Jena. Am 16. Mai schrieb Dora an Charlotte: „Warum mußte ich von Dir getrennt werden, meine geliebte Lotte, um recht tief zu fühlen, wie theuer Du mir bist! Ich bin ängstlich, wie Schiller die Reise überstanden hat; gib mir ja bald Nachricht davon. Eure Abreise hatte mich am Montag sehr trüb gestimmt, und ich hatte den unglücklichen Einfall, zu meinem Bruder zu gehen und bei ihm zu essen; und bin hart dafür gestraft worden. Eine Menge Kleinigkeiten rief mit starken Zügen die unglücklich durchlebten Tage meiner Jugend zurück; mit einer Blitzschnelligkeit durchlebte ich alle unangenehmen Vorfälle noch einmal. Nichts, nichts entwischte meinem Gedächtniß, bis mich die tiefste Melancholie ergriff, die mich's tausendmal bereuen ließ, nach Leipzig gereist zu sein. Abends kam Fischenich, und wer kam mit ihm? Du erräthst ihn gewiß, ohne daß ich ihn zu nennen brauche. Die Freude, Fischenich zu sehen, war mir dadurch sehr verdorben; auch fürchte ich, daß ich in der That unartig gegen den großen Frager war, denn ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen." Es ist von Friedrich Schlegel die Rede. Fischenich hatte ihn in Dresden in Körner's Hause kennen gelernt.

Der hier folgende, bisher ungedruckte Brief Fischenich's war vielleicht mit die Veranlassung zu Schiller's Xenien auf Ernst Platner, der damals, mehr als ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft", in Leipzig nach Wolff's System philosophische Vorlesungen hielt. Sehr mit Recht sind diese Xenien, nebst so vielen andern, später beseitigt worden. *)

---

*) Sie stehen doch jetzt wieder in der Ausgabe von Gödeke. Th. 11. S. 105. 106.

Fischenich an Schiller.

Leipzig, den 30. Mai 92.

Mit Sehnsucht erwarte ich jeden Tag, der mich Ihnen näher bringt; und nur die gewisse Aussicht, daß ich noch länger, als ich vermuthete, bei Ihnen in Jena verweilen kann (wie Sie aus beiliegendem Briefe erfahren werden) läßt mich dem Zeitpunkt, da ich Sie wieder umarmen und Ihnen manche Stunde rauben werde, geduldiger entgegensehen. Ich habe hier einige Vorlesungen besucht, und finde Ihr Urtheil über Platner mehr als bestätigt. In der ersten Vorlesung über die Aesthetik zeigte er sich als Philosoph und Mensch in einem nicht sehr vortheilhaften Licht; er versprach, den Begriff der Aesthetik festzusetzen, den ich mir aber unmöglich aus seinem rhapsodistischen Vortrag abstrahiren konnte; und erlaubte sich unter andern Digressionen folgende Ausfälle gegen die Kantische Philosophie.

> Man suche jetzt lauter Bildsäulen zu bilden; wir würden mit der Zeit Köpfe ohne Kopf haben (es gibt jetzt schon solche Köpfe). Dergleichen Leute möchten wohl allerdings geschickter sein, Regeln aufzufassen; aber es sei nichts gewisser, als daß die Menschheit, wenn sie ja ihr gewünschtes Ziel erreichen sollte, durch Empfindungen dahin gelangen könne. — Es sei eine sonderbare Prätension, daß eine Logik wie die andere, eine Metaphysik wie die andere, eine Moral wie die andere sein müsse. Nach dieser Behauptung könne man die Compendien wie die Postscheine einrichten, und nur Platz für den Namen, das Jahr &c. lassen. — Man schreie jetzt über politischen Despotismus, und seit zehn Jahren herrsche ein gelehrter Despotismus, unter dessen Joch er sich nie beugen werde (und doch behauptet er, seine Philosophie stimme im Wesentlichen mit Kant's Philosophie überein). — Er maße sich nicht an, Regeln vorzutragen, wohl aber Grundsätze aufzustellen, die eine minder bescheidene Philosophie als die seinige feste unerschütterliche Grundsätze nennen würde.

In der That eine sehr bescheidene Philosophie, die sich solcher Waffen, die meine Erwartung übertroffen haben, bedient! Wenn dieser Mann auch als Philosoph keinen Sinn dafür hat oder nicht haben will, daß es nur eine wahre Logik, eine Metaphysik, eine Aesthetik geben könne; wenn er auch keinen Anstand zu behaupten findet, das große Ziel der Menschheit sei, in den thierischen Zustand hinabzusinken: so müßte er doch als Mensch begreifen, oder wenn er sich die Gründe davon nicht angeben kann, wenigstens fühlen, daß nur eine Moral — auch wenn wir uns ihre Regel in abstracto zu denken noch nicht vermögen, und es Kant nicht gelungen wäre, sie zu ihren letzten Principien zurückzuführen — oder keine die wahre sein könne. Viel weniger kann er bei solchen Behauptungen auf den Namen eines Philosophen Anspruch machen. Mag immerhin seine Sittenlehre nichts als eine Theorie der Empfindungen, ein System der verfeinerten Selbstsucht, nichts als eine politische Diätetik sein, so müßte er doch, um die erste Obliegenheit eines Philosophen zu erfüllen, entweder behaupten, daß sie die wahre und einzige, in der Natur des Menschen gegründete Moral sei, oder wenn er nicht als Heuchler erscheinen will, geradezu gestehen, alle sittlichen Begriffe seien nur konventioneller Wahn, und Folge unsrer durch Erziehung, Gewohnheit und Regierungskünste verkrüppelten Natur; dann aber seinen Epikuräismus nicht unter den Namen Moral verkappen, um ihm in dieser ehrwürdigen Maske mehr Eingang zu verschaffen, und junge Männer desto gewisser und methodischer zum Spiel ihrer Neigungen zu machen, sondern wie sein konsequenter Vorgänger den Unterschied zwischen Laster und Tugend als eine schöne Chimäre beweisen, und diese nur als Mittel zum Zweck anempfehlen.

Ich könnte Ihnen noch mehr Beispiele von ähnlichem Gehalt anführen; aber diese sind gewiß hinreichend, Sie in Ihrem Urtheil über P. zu bestätigen; und das Schlimmste hierbei ist, daß seinem Egoismus, der die höchste Stufe erreicht hat, durch den schwärmerischen Beifall der hiesigen studirenden Jugend immer neue

Nahrung zufließt. Diese ist hier nicht besser als auf den meisten Academien; sie will amüsirt sein, ist nicht empfänglich für System, zweckmäßige Kürze und Präcision, und verschmäht alle Geistesarznei, wenn sie nicht durch süße Ingredienzen verdorben ist und ihren verwöhnten Gaumen kitzelt; selbst die Wahrheit ist hier nur in Schellen und Kappen, um sie als eine Närrin auslachen zu können, willkommen. Wie könnten sie anders zu diesem Hippias haufenweis hinströmen, seine Rhapsodien, seine satirischen und polemischen Ausfälle und seinen oft sehr gemeinen Witz gierig verschlingen, und ihn als den ersten Lehrer in Deutschland ausposaunen? Dagegen findet man hier manchen denkenden Kopf unter wenigen und gähnenden Zuhörern, die er nur darum von sich entfernt, weil er seine Waare von verschmitzten Miethlingen nicht ausrufen läßt, seine Vorlesungen dem Wucher eines kupplerischen Famulus nicht preisgibt, seine Bude unter dem Bild des gnädigsten Kurfürsten nicht aufschlägt, und den Sinn seiner Zuhörer nicht durch einen prächtigen Saal und Büsten alter und neuer Philosophen fesselt; weil er die schwache Seite der Menschen und besonders der Jugend, die so gern, ohne in das Wesen und den Geist einzudringen, an der Schale und dem Buchstaben kleben, nicht benutzt, sondern über sophistische Kunstgriffe erhaben, Realitäten vorträgt und seinen geraden Weg, für den die Welt so wenig Sinn hat, fortwandert.

Zu Platner's Entschuldigung, wenn es ihn anders entschuldigen kann, muß ich jedoch hinzufügen, daß er in einer der folgenden Vorlesungen über die Aesthetik bemerkt hat, er sei in der ersten Zusammenkunft e c h a u f f i r t gewesen. Er kam um halb neun; und daß man ja glauben sollte, er trage die vorhin angeführten Floskeln aus dem Stegreif vor, nahm er von seiner späten Ankunft einen Uebergang in die Aesthetik, und versprach, den Verlust der Protension durch Intension zu ersetzen, was er auch treulich gehalten hat. Ich sollte beinah dafürhalten, mein Glaubensbekenntniß, das ich, als man mich über mein Urtheil befragte, unbefangen

seine Metaphysik einer Reformation bedürfen. Er wird nun die Metaphysik auf die Landwirthschaft anwenden.

Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Freund! Bald liegt ein noch größerer Raum zwischen uns. Haben Sie Dank für die Freundschaft und das Vertrauen, deren Sie mich würdigten, für Ihren lehrreichen Umgang. Leben Sie glücklich.

Ewig Ihr Fischenich.

Fischenich an Schiller.

Bonn, am 26. Jänner 1793.

Die allgemeine Klage in hiesigen Gegenden, daß die Briefe auf der Post verloren gehen, oder doch nicht selten einen Monat später zum Ort ihrer Bestimmung gelangen, hat mich von neuem auf die Vermuthung gebracht, ob etwa Ihre Briefe, mein Freund, oder die meinigen nicht angekommen sind? Nicht lange nach meiner Ankunft erhielt ich von Ihnen einen Brief mit einem Beischluß von der Frau Hofräthin, beide vom 24. October. Diese Schreiben beantwortete ich ungefähr vierzehn Tage nach ihrem Empfang, weil ich Ihnen von meinem ersten Auftreten einige Nachricht ertheilen wollte, das aber durch die hier herrschende Verwirrung (indem wir täglich einen Besuch der Neufranken befürchteten) von einem Tage zum andern verzögert wurde. Vier Wochen nachher schrieb ich von neuem, obgleich nur wenige Zeilen, und ersuchte Sie, mich zu benachrichtigen, ob Sie im künftigen Halbjahr über Geschichte lesen würden, weil ein hiesiger junger Mann Ihre Universität zu besuchen gesonnen ist, und Geschichte und Philosophie zu seinem Hauptstudium machen wird. Diesem Schreiben legte ich einen Brief an Göritz bei, von dem ich ungefähr vierzehn Tage nach meiner Ankunft einen Brief ohne Datum erhalten hatte ꝛc. Ihre Briefe oder die meinigen sind nicht angekommen. Ich bitte Sie daher, hierüber mir Nachricht zu geben, und mich aus der peinlichen Verlegenheit, ob Sie etwa recidiv geworden sind, zu reißen ꝛc.

„Daß mein lieber guter Schiller so wohl ist, hat mir eine recht innige Freude gemacht. Laß ihn ja dabei bleiben, damit auch Du recht heiter und froh sein kannst. Mein Geheimniß wirst Du nun bald erfahren; ich bin mit meiner Arbeit fertig, und wenn wir wieder in der Stadt wohnen werden, dann schicke ich es fort. Fischenich's Abreise wird eine gewaltige Lücke in Eure häuslichen Freuden machen. Ich weiß, was das heißt, wenn ein geliebter Freund aus dem Kreise tritt, der nur aus wenigen Erwählten besteht. Der Platz wird vielleicht wieder besetzt, aber er wird immer und ewig vermißt." Auch Frau von Stein gedenkt seiner Abreise in einem Briefe vom 14. September. „Es thut mir leid, daß Fischenich nun fort muß; meine besten Wünsche begleiten ihn." Und vier Wochen später: „Liebe Lolo, Ihr Brief hat mich recht gefreut; auch die Versicherung, daß Sie mich doch noch lieber haben als Fischenich, denn gutwillig gebe ich nichts von Ihrer Liebe ab als an Schiller."

Am 21. September schrieb Dora: „Herzliche Grüße meinem Schiller, Deiner geliebten Schwester und dem braven Fischenich; auch ihm werde ich schreiben, wenn ich heiterer gestimmt bin. Die Trennung von ihm wird Euch viel kosten; auch mir ist's, als ob ich mehr von ihm getrennt wäre, da er von Euch geht. Von Körner's viel Herzliches. Ich theile Eure Freuden, die Euch die Gegenwart so lieber Verwandten gibt; genieße sie recht rein und unvermischt, und laß mich hoffen, daß Du oft und gern meiner denkst."

Schiller's Mutter war damals mit ihrer jüngsten Tochter zum Besuch in Jena. Fischenich hatte noch die Freude, sie dort kennen zu lernen. — Schiller's Vater schrieb am 17. September: „Wenn die liebe Mutter etwa zwanzig Tage bei Euch gewesen, so haltet sie nicht länger auf. Sie muß auch nach Meiningen, und hernach an ihre Rückreise denken. Nanette soll doch ihre Mutter recht pflegen, auf ihre Sachen Acht haben, und wie ich ihr schon hier gesagt, auch das Besondere auf ihrer Reise aufschreiben, damit sie es uns Alles richtig erzählen kann."

an Capacität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, besucht auch seine Collegia nicht. Er studirt die Jurisprudenz, und wird im nächsten Winter nach Göttingen abgehen.

Mit meiner Gesundheit ist es noch immer das Alte, weder besser noch schlimmer. Indessen habe ich mir doch Glück zu wünschen, daß meine Fieberperiode, wie es scheint, glücklich vorübergegangen ist. Thätigkeit söhnt mich mit der traurigen Existenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurtheilt. An unserm Zirkel hat sich nicht viel verändert, außer daß Gros ihn vermehrt hat. Im Frühjahr ziehen wir in einen Garten, wo dann auch die übrige Tischgesellschaft ganz aufgehoben wird. Ich werde dafür an meiner zweiten Schwester, die ich kommen lasse, eine Vermehrung der Gesellschaft erhalten. Ich vermisse es oft mit Leidwesen, daß der schöne Name Bonn nicht mehr in meinem Zimmer erschallt.

Der Krieg in Ihrer Nachbarschaft macht mir bange für Ihre Ruhe und noch mehr für Ihre Gesundheit. Könnten Sie doch, wenn es so bunt durch einander geht, sich aus dem Gewühl losmachen, und zu uns kommen; denn dieses Kriegselend hebt alle Möglichkeit auf, daß wir Sie besuchen.

Meine Frau wird Ihnen selbst schreiben. Auch Göritz hat versprochen, etwas beizulegen. Meine Schwägerin, die jetzt hier ist, empfiehlt sich Ihrem Andenken. Lassen Sie uns ja bald wieder einige Worte von sich hören, und vergessen Sie nicht

Ihren Sie ewig liebenden Freund

Schiller.

Karl Heinrich Gros, von dem oben die Rede ist, hatte in Tübingen Theologie studirt; ward Lehrer des Kronprinzen Wilhelm. Er ging dann nach Jena, um die Rechte zu studiren. Am 3. Dez. 1793 schrieb er an Schiller: „Meine Abreise nach Göttingen habe ich auf Ostern verschoben. Ich habe mich à corps perdu in die Juristerei geworfen, und der Philosophie, welche mich bisher zu so mancher Untreue an der liebenswürdigen Göttin Themis verleitet

(Der Schluß fehlt. Fischenich schrieb zugleich an Charlotte, legte seinem Briefe eine Composition von Beethoven bei, dessen Namen, damals ganz unbekannt, er nicht nannte. „Sie ist von einem jungen Mann," bemerkt er, „dessen musikalische Talente allgemein angerühmt werden und den nun der Kurfürst nach Wien zu Haydn geschickt hat. Er wird auch Schiller's Freude und zwar jede Strophe bearbeiten. Ich erwarte etwas Vollkommenes, denn so viel ich ihn kenne, ist er ganz für das Große und Erhabene.")

Schiller an Fischenich.

Jena, den 11. Februar 1793.

Sie haben uns durch Ihren Brief aus einer großen Unruhe und Ungewißheit gerissen, liebster Freund, in die Ihr langes Stillschweigen uns versetzt hatte. Keinen von allen den Briefen, deren Sie erwähnen, haben wir erhalten. Ein Brief von Frankfurt war das Einzige, was von Ihnen in unsere Hände kam. Ich konnte mich um so weniger entschließen, Ihnen auf's Gerathewohl zu schreiben, weil auch Göritz uns nichts von Ihnen zu sagen wußte, und es also mehr als wahrscheinlich war, daß die Briefe unsicher gingen. Mag es indessen sein! Es ist nur gut, daß ich endlich doch weiß, daß Sie leben, daß Sie thätig und zufrieden sind. Ihre glückliche Eröffnung der Vorlesungen und die gute Aufnahme der Kantischen Philosophie bei Lehrern und Lernenden freut mich gar sehr. Bei der studirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht sehr; denn diese Philosophie hat keine andern Gegner zu fürchten als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu besorgen sind. Offenbar spricht dieser Umstand sehr für die Wahrheit derselben.

Ich kann mir denken, wie viel Freude es Ihnen machen muß, Ihre Ideen auszustreuen, und auch schnell aufkeimen und gedeihen zu sehen. Bei dem Bestreben, sie Andern klar zu machen, werden Sie die schwersten Begriffe simplificiren, und eben dadurch auf neue Beweise und Ableitungen derselben geführt werden. Ich bin sehr

Anfrage zu beantworten. Der Eintritt des Frühjahrs hat meine Umstände wieder verschlimmert, und die ganze Litanei der fatalen Zufälle herbeigeführt, wovon Sie voriges Jahr zu Leipzig und Dresden schon ein Pröbchen gesehen haben. Wo es nur irgend meine Gesundheit zuläßt, bin ich thätig, und suche mich durch ein wissenschaftliches Interesse über körperliche Leiden zu erheben. Aber ganz will es doch nicht gehen, obgleich dies der einzige Weg ist, mir meine Existenz erträglich zu machen.

Ihre Geschäftigkeit freut mich gar sehr; und daß Sie bei diesen bedenklichen Constellationen leiser gehen, finde ich sehr billig. Man kommt mit jedem Tage mehr von dem jugendlichen Kitzel zurück, den Menschen das Bessere aufzudringen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß diese Ostermesse eine neue und äußerst wichtige Schrift von Kant erscheint, deren Inhalt Sie wohl schwerlich errathen dürften. Nichts Geringeres, als eine Deduction der Nothwendigkeit einer positiven Religion und einer Kirche aus philosophischen Gründen, und eine — freilich mehr platonische als exegetische — Erklärung des Christenthums. Die Schrift wird bei Göpfert gedruckt unter dem Titel: „Philosophische Religionslehre"; und ein (Ihnen wahrscheinlich schon bekannter) Aufsatz über das Radikale Böse, der in der Berliner Monatsschrift steht, ist die Einleitung und das Fundament des Ganzen. Sie werden sich darüber ärgern und zugleich freuen, wie es uns Allen damit gegangen ist. Weder Theologen noch Philosophen (wenigstens keiner aus dem großen Haufen von beiden) werden ihm für diese Schrift Dank wissen, die übrigens doch ganz seines Geistes würdig ist. Die Erklärung, die er dem christlichen Religionsbegriff unterlegt, ist so treffend als überraschend; freilich geht er damit so frei um, wie die griechischen Philosophen und Dichter mit ihrer Mythologie; und er ist so aufrichtig, sich auf dieses Beispiel zu berufen, und seine Freiheit damit gewissermaßen zu entschuldigen.

stand.* Ich suchte das gegenwärtige Interesse des Naturrechts zu zeigen, welches diese Wissenschaft durch die mannigfaltigen politischen Begebenheiten (die ich aber nur im Allgemeinen flüchtig berührte) und vorzüglich durch die Kantische Philosophie gewonnen hat. Auch hier hatte ich ein weites Feld zu mancherlei Bemerkungen, und ich hätte gern über die Anwendung der Kantischen Philosophie auf das allgemeine Staatsrecht und die Gränzlinien der Politik meine Gedanken vorgetragen; allein aus den angeführten Gründen, und um bei meinem ersten Auftreten kein Mißtrauen gegen meine künftigen Vorlesungen zu erregen, gab ich auch hier nur einige Winke, und ließ meine Zuhörer mehr ahnen; ich spannte mehr ihre Aufmerksamkeit, als daß ich sie befriedigte. In meinen Vorlesungen gehe ich meinen geraden Weg, und enthalte mich nur der Anwendungen auf unsre Zeiten. Jezuweilen stelle ich jedoch Beispiele auf, die der selbstdenkende Zuhörer leicht auf die jetzigen Vorfälle anwenden kann. Noch sind mir keine Bemerkungen vom Hof zugekommen, obgleich man ein scharfes Auge auf die Freiheitsapostel geworfen hat, unter die ich aber auch keineswegs gehöre, da ich schon mehrmalen gegen Schwärmerei gewarnt habe. Es gibt hier Einige selbst in der Regierung, welche die Ankunft der Franzosen sehnlich wünschen; aber es sind meistentheils Leute, die mehr Muth haben, um den Freiheitsbaum zu tanzen, als selbstthätige Kraft, an der Abschaffung der Mißbräuche ohne die Franken zu arbeiten. In kurzer Zeit wird unser Schicksal entschieden sein; denn gestern sind die Kaiserlichen aufgebrochen, um die Franzosen von vier Seiten anzugreifen, und wie Privatnachrichten melden, sollen sie einen Theil derselben aus den Verschanzungen bei Aldenhoven (etwa sechs Meilen von hier) vertrieben haben. Wenn die Franzosen weiter vordringen, und hierher kommen, so werde ich wahrscheinlich von hier gehen; denn ich bin mit dem Verfahren der Franzosen gar nicht zufrieden, und könnte mich nicht enthalten, öffentlich dagegen zu reden. Ich kann es nicht leiden, daß sie ihre Grundsätze mit Gewalt aufbringen, und ihren eigenen Prinzipien nicht getreu bleiben. Sie

freuen, und wie froh bin ich, daß sich ihre Krankheit so glücklich auflöste, und ihr diese Lebensfreude noch zu Theil wird, die der glücklichen Gattin nichts zu wünschen übrig läßt! Ich finde es sehr zweckmäßig, daß Sie Jena verlassen und eine reinere Luft suchen. Da die Wirkungen, wie ich glaube, vortheilhaft sein werden, so wünschte ich, daß Sie nach dem Winter Ihr Versprechen ausführten und mich hier besuchten. In Bonn wird jeder Rest von Unpäßlichkeit schwinden. Ich will ja gerne für die Mutter ein recht gemächliches Sopha zubereiten lassen „um auszuruhen". Sollte dieses Projekt, dessen Erfüllung ich mit Sehnsucht entgegensehe, nicht ausführbar sein, so wäre zu überlegen, ob wir nicht bei Ihrer Rückreise an einem dritten Ort zusammenkommen könnten. In hiesigen Gegenden ist jetzt Alles wieder ruhig, und in einem Jahre wird, wie mir dünkt, Friede sein.

Ich danke Ihnen für das überschickte Heft der Thalia, in dem ich mit Vergnügen einen der interessantesten Gegenstände, worüber die Begriffe noch sehr schwankend und unbestimmt sind, von Ihnen bearbeitet finde ꝛc. Ich habe während meiner Vorlesungen manche Bemerkung besonders im Staats- und Völkerrecht gemacht, und wünschte daher, mich einigen schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können; dies ist mir aber noch zur Zeit wegen anderer, zum Theil sehr heterogener Geschäfte nicht möglich. Ich sehe auch so bald keine Erlösung, vielmehr werden sich diese mit der Zeit noch mehr häufen und mir wenig Zeit zur Erholung übrig lassen.

Schon seit einiger Zeit blieb mir nur ein Theil des Nachmittags zu meinen Arbeiten frei. Der hiesige Landtag hat in diesem Jahr länger als gewöhnlich, drei Monate, gedauert. Da ich diesem als Deputirter im Grafencollegium beiwohnte, so nahmen mir diese Sitzungen mit meinen Vorlesungen den ganzen Morgen weg. Weil ich einmal von dem Landtag spreche, kann ich nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß der kurkölnische Bürgerstand von dem Adel und der Geistlichkeit Gleichheit der Abgaben nach Verhältniß ihrer Güter verlangte. Der größte Theil

es Ihnen so wohl gehen, als ich es wünsche und hoffe. Mit mir ist es noch das Alte, weder schlimmer noch besser; doch genieße ich zuweilen einen freien heitern Augenblick, den ich dann zu benutzen suche. Beiliegendes ist eine Probe davon. *) Nehmen Sie damit vorlieb, theurer Freund; und betrachten Sie es als eine Geburt derjenigen erträglichen Stunden, die ich meiner Krankheit abstehlen mußte.

Meine kleine Maus wird mir in sechs bis acht Wochen ein großes, großes Geschenk machen. Sie hat sich seit Anfang dieses Jahres sehr oft übel befunden, so daß mir für ihre Gesundheit ernstlich bange wurde; und Sie können denken, theurer Freund, daß der Anblick ihres Leidens, und die Furcht, sie vielleicht ganz zu verlieren, meinen eigenen Zustand mir schwer genug machen mußte. Aber wie angenehm hat sich dieses unglückliche Räthsel ihrer Zufälle gelöst. Sie ist schon im achten Monate schwanger; und ich sehe mich nicht bloß von einer schweren Besorgniß befreit, sondern blicke noch einer der schönsten Lebensfreuden, nach der ich so lange mich gesehnt habe, entgegen.

Wir verlassen Jena in zehn Tagen, um den Herbst und Winter in Heilbronn zuzubringen; theils weil ich von meiner vaterländischen Luft mehr für meine Genesung hoffe, theils auch weil ich dort zu Verpflegung meiner Frau und ihres Kindes bessere Anstalten machen, und mehr Hülfe finden kann.

Unsere Tischgesellschaft zerstreut sich nun in alle Lande. Stein geht nach Hamburg, Göritz ist mit Fichard in Frankfurt, Diez geht nach Berlin. So ist Alles vergänglich; aber unsere Liebe für Sie wird keine Veränderung erfahren.

Ihren Herrn Pfeifer sehe ich zuweilen, und finde ihn so

*) Es war die Abhandlung Ueber Anmuth und Würde. Sie erschien zuerst im zweiten Heft der neuen Thalia vom Jahr 1793. Vergl. Hoffmeister Th. 2. S. 311.

macht er schon viel Freude; und wird ihm noch mehr geben, je mehr er seine Fähigkeiten sich entwickeln sieht.

Wir haben unsern Wohnort für diesen Winter verändert; und bleiben in Ludwigsburg, wo Schiller seiner Familie und seinen Jugendfreunden näher ist als in Heilbronn. Dort war es uns gar zu leer an Unterhaltung. Der reichsstädtische Ton ist nicht der angenehmste, und zumal in einer schwäbischen Reichsstadt ꝛc. Ich verlange wenig von fremden Menschen mehr, und bin leicht zufrieden, wenn ich nur einen artigen Umgang finde, und Cultur, die mir wohl thut im Umgang. Da ich nichts für mein Herz suche, so bin ich leicht befriedigt; Sie können also glauben, daß ich unparteiisch beobachte.

Ich fühle mich so reich in Schiller's Liebe, in dem Besitz meiner wenigen Freunde, in dem Besitz meines kleinen Karl (so heißt er), daß ich überall glücklich bin, wo ich Ruhe habe, und es mir also auch hier wohl ist. Wären Sie mit uns, mein lieber Freund, so wäre ich wohl noch glücklicher. Ihr Umgang gab uns so viel Freude; und auch Sie waren gern bei uns, fühlte ich. Wären Sie jetzt mit uns, würde Sie auch der Kleine freuen; nicht wahr?

Sie und Frau v. Stein sind die einzigen Menschen, die ich vermisse, und von denen es mir schwer fällt mich getrennt zu wissen. Nun ist es ein Jahr, daß Sie von uns sind! Ich dachte oft daran in dieser Zeit. Haben Sie denn gar keine Geschäfte in dieser Gegend? Wenn Sie nur zur Condolenz nach Stuttgart mitgeschickt würden! *) Es ist nur drei Stunden von hier. Letzt war ich dort, und wir waren zusammen in der Akademie. Schiller hat jetzt keine Rücksichten mehr zu beobachten, weil der Herzog todt ist, und hat freien Fuß. Hier war er schon früher ungestört,

*) Vom kurfürstlichen Hofe zu Bonn. Kurz vorher, am 24. October, war der Herzog Karl von Württemberg gestorben und sein Bruder Ludwig auf ihn gefolgt.

und der Herzog ignorirte ihn; aber nach Stuttgart konnte er doch nicht so ohne Weiters.

Ich sah Schiller's Bild von Graff in Dresden, das Professor Müller in Kupfer sticht. Ich bin aber doch nicht ganz mit dem Bild zufrieden; ich finde, Schiller hat mehr Geist noch in seiner Physiognomie; aber schöner ist das Bild. In Stuttgart gefällt es mir gut in Ansehung des Umgangs, weil viel Künstler da sind, mit denen ich gern umgehe.

Ich wäre sehr begierig auf Nachrichten von Ihnen, was Sie über die politischen Begebenheiten denken. Aber mehr noch wünschte ich von Ihnen selbst zu wissen, ob Sie gesund sind, wie Sie leben. Ich wünsche Ihnen einen freien Tag und rechte Lust zum Schreiben, daß Sie mir einmal ausführlich über sich und Ihre Familie sprächen und wie Sie leben. Reiset vielleicht jemand Ihrer Bekannten in unsere Gegend, so schicken Sie ihn zu uns, daß wir viel von Ihnen hören. Alles was aus den Rheingegenden kommt, muß hier durch; wir logiren gleich neben der Post. Ich denke oft, es wäre doch ein möglicher Fall, daß Sie in diese Gegend reisten; und da wär' es mir recht traurig, wenn Sie nicht wüßten, daß wir hier sind.

Meine Schwester ist noch mit mir, und es macht mir viel Freude. Sie hat Ihr Versprechen, ihr einen Seidenpudel zu schaffen, nicht vergessen, und hat mich schon oft gemahnt Sie daran zu erinnern.

Nun, lieber Sohn, leben Sie wohl. Schiller umarmt Sie. Er ist hier ein noch nachlässigerer Correspondent als in Jena, weil er mehr Besuche und Zerstreuungen hat; sonst hätte er gewiß schon geschrieben, denn bei Ihnen schweigt er gewiß nicht aus Mangel an Liebe. Schreiben Sie bald, arbeiten Sie ja nicht zu viel, und gehen auch spazieren. Da es gegen den Winter zu geht, so muß ich eine Ermahnung wieder anbringen, nicht so viel bei Licht zu arbeiten. Mein großer Sohn muß mir auch recht folgen und nun dem kleinen mit gutem Beispiel vorgehen. Empfehlen Sie mich Ihrem Bruder. Noch einmal, leben Sie wohl, und sagen uns

bald ein Wort; und erhalten uns immer unverändert Ihre Freundschaft, so wie Sie es von mir überzeugt sein können. Adieu. Adieu.

C. S.

Aussichten auf Frieden bietend, neigte sich das Jahr 1793 zum Ende. Ruhigen, glücklichen Tagen glaubte Fischenich entgegenzugehen. Immer größere Freude machten ihm seine Vorlesungen; unvermindert blieb die Zahl seiner Zuhörer, die, wie einer seiner Altersgenossen sich ausdrückt, „in ihm gleichsam den Repräsentanten des Rechts verehrten, deren Anhänglichkeit an ihn grenzenlos war.“ Noch vor dem Schluß des Jahres ernannte ihn der Kurfürst zum Hofrath (zum wirklichen Hof- und Regierungsrath, wie er am 18. November an Charlotte schrieb); es machte ihm Vergnügen, mit demselben Titel wie Schiller genannt zu werden.

Es kam anders. Durch eine bis jetzt noch räthselhafte Politik mehr als durch Waffenunglück gingen die Niederlande verloren, ward den Franzosen der Weg nach dem Rhein geöffnet. Schon im Frühjahr 1794 hatte Fischenich ganz andere Nachrichten zu melden, als wir bisher von ihm gehört. Am 14. April schreibt er an Charlotte: „Noch ist, wie mir scheint, der Zeitpunkt weit entfernt, der diesem unseligen Kriege ein Ende machen wird.“ Trüber wurden die Aussichten, nachdem die Franzosen am 16. Juni bei Fleurus gesiegt. Am 12. August meldet er: „Wir sind hier von neuem in Furcht, von den Franzosen überfallen zu werden. Die meisten Studenten sind bereits (aus Furcht, von ihnen als Soldaten ausgehoben zu werden) von hier gewandert, und dies hat viele Professoren veranlaßt, ihre Vorlesungen zu endigen. Ich fahre noch immer fort, obgleich die Anzahl meiner Zuhörer in einem Collegium auf 16, in dem andern auf 12 vermindert ist. Ich kann Ihnen die allgemeine Verwirrung nicht schildern.“

In den ersten Tagen des Oktober zogen sich die deutschen Truppen auf das rechte Rheinufer zurück. Schon in der Nacht vom 3. auf den 4. hatte der Kurfürst Max Franz seine Residenzstadt

verlassen. Am 8. rückten die Franzosen unter Marceau in Bonn ein. Den Tag darauf ließ der General unter Trommelschlag verkünden, daß die (damals schon ganz entwertheten) Assignaten nach ihrem Nennwerth angenommen, alle Läden zum Verkauf geöffnet werden müßten. Mit dem werthlosen Papier bezahlten die Franzosen, was sie kauften. Wer aber an die französischen Behörden zu zahlen hatte, mußte klingende Münze bringen. Und ein scharfes Gebot ward erlassen, die Waaren für Assignaten nicht zu höherem Preise zu verkaufen als für Geld. *) Am 10. ward auf dem Markt vor dem Rathhaus ein Freiheitsbaum (eine vom Kreuzberg hergeholte Tanne) errichtet. Bürgermeister und Rath, von Marceau eingeladen, mußten dem Fest beiwohnen.

Die eroberten Lande zwischen Maas und Rhein wurden in sieben Bezirksverwaltungen eingetheilt, die unter einer in Aachen eingesetzten Central-Administration standen. Bonn ward der Sitz der Bezirksverwaltung für das Kurfürstenthum und die Stadt Köln, laut Beschluß vom 14. November 1794. Die bisherige Regierung mußte ihr sogleich ihre Archive und Registraturen übergeben. Im Jahr 1796 wurde die Central-Administration und die sieben Bezirksverwaltungen aufgehoben.

Die Vorlesungen Fischenich's und der andern Professoren mußten bei der Ankunft der Franzosen aufhören, weil, wie wir unten von ihm selbst hören werden, „das Militärhospital in die Universitätsgebäude verlegt war.“ Im Jahr 1796, so berichtet er weiter, „nahmen die Vorlesungen wieder ihren Anfang, und dauerten bis ohngefähr an's Ende des Jahrs 1797 fort“.

---

*) „In die Gotteshäuser kamen die Soldaten, rauchten Tabak, schenkten sich Branntwein ein, tranken unter dem Gottesdienst u. dgl.“ Aus den Aufzeichnungen der Anna Cath. Rederscheidt, nach dem Original, nicht nach dem Abdruck im Rhein. Antiquarius, Abth. 3, Bd. 14, S. 255, wo es, willkürlich geändert, lautet: „Soldaten &c. soffen während dem Gottesdienst Branntwein.“ Aber Ausdrücke, wie dieser, kamen nie aus dem Munde der Chronistin.

Fischenich an Charlotte.

Bonn, 30. November 1796.

Ihr Brief*) hat mich gefunden, theure unvergeßliche Freundin, und zwar geschwinder als ich vermuthet hätte. Sie haben richtig gefühlt, daß ich Ihrer nie, auch nicht in dem Gewühl des verderblichsten Kriegs vergessen könne. Nein, ich kann nicht undankbar sein. Ihr und Schiller's Andenken lebt frisch, als wenn ich erst gestern von Ihnen geschieden wäre, in meinem Herzen und wird nie daraus vertilgt werden. Daß ich aber bisher nichts von mir hören ließ, daran sind die Zeitumstände Schuld. Im September 1794 erhielt ich den letzten Brief von Ihnen. Ich beantwortete ihn sogleich; und da bald darauf die französische Armee unsren Mauern näher kam, so benachrichtigte ich Sie hiervon, und meldete Ihnen, daß nunmehr mit der gesperrten Kommunikation unser Briefwechsel aufhören müsse. Diese Nachricht ertheilte ich Ihnen Ende September oder am Anfang des folgenden Monats. Als die Franzosen einige Monate hier waren, hatte ich Gelegenheit, eine Freundin auf der andern Seite des Rheines zu ersuchen, daß sie Ihnen Nachricht von meiner Lage geben möge. Dies ist geschehen; es scheint aber, daß Sie diesen Brief nicht erhalten haben, weil Sie gar keine Erwähnung davon thun. Nach dem Frieden mit Preußen, wodurch die Post durch einen Umweg wiederhergestellt wurde, hätte ich zwar wenigstens den Versuch machen können, wieder etwas, so viel es damals thunlich war, von mir hören zu lassen; aber es ist nicht geschehen; und obgleich mir Entschuldigungsgründe genug zu Gebote stehen, so will ich doch lieber einen Theil der Schuld auf mich nehmen, als Sie bei der besten Vertheidigungsschrift über mein Stillschweigen im Zweifel lassen. Das Bewußtsein, in meinem Herzen nichts gegen Sie verschuldet zu haben, erleichtert mir diesen Schritt. Ich habe vielleicht nie

*) Dieser Brief und der hernach erwähnte vom September 1794 sind nicht mehr vorhanden.

öfter an Sie und Schiller gedacht, als seit wir keine Silbe von einander sahen. Sie haben nun wieder den Faden angeknüpft, und dürfen versichert sein, daß ich mich bestreben werde, meinen Rückstand doppelt zu verzinsen.

Ueber meine Schicksale in dem gegenwärtigen revolutionären Zustande sage ich Ihnen heute nichts. Ich will nur noch die Freude über Schiller's täglich zunehmende Gesundheit mit Ihnen theilen. Umarmen Sie ihn in meinem Namen, und sagen Sie ihm, daß ich ihm nächstens schreiben werde. Ich habe ihm viel zu sagen ꝛc.

Schon wieder einen hoffnungsvollen Knaben? Glückliche Menschen! Ihr lebt im Schooß des Friedens, und es werden Euch solche Freuden zu Theil. Hier verbluten wir uns langsam in einem beispiellosen Krieg, und sind das Opfer einer teuflischen Politik. — Es ist nun beschlossen, daß ich um Ostern von hier auf die andere Seite des Rheines gehe, Anfangs nach Westphalen und von da vielleicht nach Braunschweig ꝛc. Leben Sie wohl, meine Freundin, und benachrichtigen Sie mich bald, ob Sie diesen Brief erhalten haben. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Schwester und Allen, die Ihnen und mir werth sind.

Ihr ewig ergebener

Fischenich.

Aus dem Jahr 1797 finden wir einen Aufsatz von Fischenich in Posselt's Annalen *), über den jüngern Pitt. „Seine äußere Politik," heißt es darin, „sah weit in die Ferne, und ging mit einer Stetigkeit ohne gleichen zu Werk. Mit fürchterlicher Consequenz verfolgte er seinen Plan, und ließ sich durch nichts irre machen. Mitten unter den Stürmen, die von allen Seiten ein-

*) Europäische Annalen. Jahrgang 1797. Bd. 3. S. 178. Vergleiche Charlotte von Schiller Bd. 3. S. 112. Fischenich schreibt ihr, der Aufsatz sei „ein Auszug aus einem Brief an einen deutschen Staatsmann, der durch besondere Umstände in jenes Journal gekommen."

brachen, stand er unbewegt; selbst die Stürme schienen oft ihm zu dienen und seinen Absichten gemäß sich zu lenken. Er wußte sich den unerwartetsten Ereignissen anzuschmiegen; Zufälle, die Andere zur Verzweiflung gebracht haben würden, verwebte er mit kühner Hand in seinen Plan. Hier sehe ich den Sohn eines großen Vaters, der in einer schrecklichen Krise wie ein Fels stand, und wenn Alles verzagte, den Engländer sich selbst wiedergab."

Desto lebhafter aber tadelt er seine innere Politik, wobei er ein paarmal ein verzweifeltes Spiel gespielt, selbstsüchtig nur für die Gegenwart, für den Augenblick gesorgt, zu politischen Ränken sich herabgelassen. „Nicht so," fährt er fort, „sein unsterblicher, sein viel größerer Vater. Von ihm sagt die Geschichte, daß er nie eine Stimme gekauft, nie nach Rechthaberei gestrebt, und ohne Partei, blos durch die unwiderstehliche Größe seiner Seele und durch seinen gewaltigen Geist geherrscht habe. Er bedurfte sie nicht, die ehrlosen Stratageme der Politik, die er tief verachtete; er konnte auf der Heerstraße der Gerechtigkeit zum erhabenen Ziel gelangen. Frankreich zitterte vor ihm, und die Schlangenlist seiner Könige hielt es nicht aus gegen seine Weisheit."

Fischenich an Charlotte.

12. März 1797.

Um nicht in den Verdacht zu gerathen, als sei mein Eifer schon wieder erkaltet, muß ich Ihnen, meine Freundin, mit ein paar Worten melden, daß mir bisher das Schreiben und Lesen äußerst beschwerlich und oft unmöglich fiel, weil ich von einem hartnäckigen Hals- und Augenweh geplagt wurde ꝛc. Es wird hier ehestens eine Veränderung mit der Landesverwaltung vor sich gehen, die noch zur Zeit größtentheils in französischen Händen ist. Wenn diese so, wie man wünscht, ausfällt, so werde ich wenigstens nicht um Ostern, wie ich entschlossen war, von hier weggehen können. Dennoch verzweifle ich nicht, Sie noch einmal wieder zu sehen;

und nicht wahr, liebe Mutter, (oder soll ich etwa dieses Wörtchen ausstreichen?) es kommt Ihnen auch so vor, als wenn mein Wunsch in Erfüllung gehen werde. Seit Sie mir so viel Schönes von Ihrem Karl und Ihrem Ernst gesagt haben, bin ich viel aufmerksamer auf Kinder geworden, und habe mich dabei oft einer Stelle aus Schiller's Abhandlung über das Naive und aus einem gewissen heiligen Buche erinnert, mit dem ich jetzt mehr als ehedem, da Sie mich noch einen Ketzer nannten, bekannt bin.

Die Nachricht von Schiller's Verbindung mit Göthe freut mich sehr; ich wünschte an ihren lehrreichen Gesprächen theilnehmen zu können. Hierbei muß ich mir eine Frage erlauben. Ist das Verhältniß zwischen Schiller und Fichte noch das nämliche, wie es von Anfang an war und wie es noch im vorletzten Jahr war? Diese Frage wird Ihnen auffallen 2c. Mein Onkel und meine Schwester sind gesund; wohl kann ich nicht sagen, denn hier ist es nur wenigen Menschen wohl, und diese wenigen dürften wohl nicht gut sein. Beide freuen sich Ihres Andenkens 2c. Ich grüße und umarme Schiller.

Ewig der Ihrige.

Fischenich.

Schon im Jahr 1796, wie wir oben erwähnt, war die Aachener Central-Administration aufgelöst worden. An ihre Stelle kamen zwei „Generaldirektionen“, eine zu Aachen, die andere zu Koblenz. Aber auch diese wurden das Jahr darauf wieder aufgehoben, und an die Spitze der Verwaltung aller eroberten Lande, rechts und links vom Rhein, der dort kommandirende Obergeneral Hoche gestellt. Durch Dekret vom 18. März 1797 setzte dieser zu Bonn eine Regierungsbehörde ein, Intermediär-Commission genannt, aus fünf Mitgliedern bestehend, von denen Shée den Vorsitz führte. Die bisherige Verwaltungsbehörde wurde ihrer Funktionen enthoben, die ehemaligen kurfürstlichen Regierungscollegien, Gerichte, Magistrate hergestellt.

So trat denn auch Fischenich als Regierungsrath wieder in Thätigkeit. Aber — allzu wenig fügsam in das, was seiner Ueberzeugung entgegen war, und den neuen Machthabern, den sich vordrängenden Intriganten von Grund seines Herzens abgeneigt — lange sollte er nicht in dieser Stellung bleiben. Auch durch Hoche selbst und seine Drohungen ließ er sich nicht schrecken.

Die ersten Jahre der französischen Occupation, 1795 und 1796, waren vorübergegangen, ohne daß am Niederrhein die Bestrebungen der Franzosenfreunde irgendwie Boden gewannen; obwohl es an Versuchen, an Aufreizungen nicht fehlte, namentlich auch Seitens des ehemaligen Mainzer Clubisten Metternich und einiger Genossen desselben. Anders ward es im Jahre 1797. Begünstigt durch die Intermediär-Commission zu Bonn, traten die im Lande zerstreuten Franzosenfreunde in nähere Verbindung; beabsichtigten, am Rhein eine an Frankreich sich anschließende sogenannte cisrhenanische Republik nach dem Vorbild der cisalpinischen zu gründen, die in Italien durch Bonaparte herbeigeführt worden. Die Anhänger derselben nannten sich Patrioten oder auch Conföderirte; ihr Mittelpunkt war Koblenz. Hoche, der Obergeneral am Rhein, in Allem Bonaparte's Rival, sah mit Freuden der Verwirklichung ihres Plans entgegen. Nachdem die Friedenspräliminarien von Leoben unterzeichnet worden (18. April), konnte er, ferner nicht durch Feldzugspläne in Anspruch genommen, um so mehr diese Angelegenheit im Auge halten.

Am wenigsten Anklang fand in Bonn die Idee der cisrhenanischen Republik, zu Hoche's nicht geringem Verdruß. Fischenich gedenkt in späteren Briefen an Charlotte dieser Zeiten. Er erzählt: „Meine Abneigung gegen die entartete, bis auf den Grund verdorbene Nation ist zur Leidenschaft geworden; und die ganz verkehrten Grundsätze, die zur Tagesordnung geworden sind, streiten so sehr mit meiner Denkart, daß ich bei jedem Schritt in Collision gerathen muß. Dies hat sich, als die Landesregierung durch den General Hoche wiederhergestellt war, offenbart. Daher ward ich

endlich auch, besonders weil ich mich dem ungereimten Projekt einer cisrhenanischen Republik widersetzte, mit Gewalt daraus verdrängt. Man hat mir zwar seitdem, was sonderbar genug ist, mehrere Stellen angeboten; und ich bin, was noch sonderbarer ist, von solchen, deren Denk- und Handelsweise mit der meinigen wenig übereinstimmt, in Vorschlag gebracht worden; ich habe aber keine angenommen, und bin auch noch entschlossen, außer wenn die Universität auf irgend eine Art wiederhergestellt wird, keine anzunehmen. Damals hatte ich mir fest vorgenommen, meinen Posten bis auf's äußerste zu behaupten. Was ich aber dabei ausgestanden, hat kein Mensch erfahren; obgleich viele es zu wissen glauben. Unter hundert Beispielen will ich nur ein einziges anführen. Diejenigen, von denen ich ganz zuverlässig wußte, daß sie an meinem Untergange arbeiteten, nahmen in meiner Gegenwart die Maske der innigsten Freundschaft an. Ich mußte zum Besten meiner Mitbürger ihre geheuchelten Umarmungen ertragen, und obgleich ich sie nicht erwiederte, dennoch, da wir täglich in Geschäften versammelt waren, ein Betragen beobachten, das mir nicht an's Herz ging. Daß der General Hoche mir und einigen andern Regierungsräthen einmal drohte, uns nach Paris in die Abbaye führen zu lassen, und sich wirklich nach dem Stadtkommandanten, der aber just aus dem Zimmer gegangen war, umsah, um ihm den Befehl zu ertheilen, rechne ich unter die geringfügigen Vorfälle, die mich wenig rührten. Ich habe mich auch so gleichgültig dabei benommen, daß der hochmüthige Soldat, der wahrscheinlich nur die Absicht hatte, uns zu schrecken, sich nicht wenig geärgert haben mag, als er so ganz seinen Zweck verfehlte. Ich werde nie den Ton affektirter Größe vergessen, womit er uns sagte: Qui commande le pays?" *)

---

*) Charlotte von Schiller Th. 3 S. 109. In dies Jahr gehört auch, was im „Andenken" S. 46 über die Brodvertheilung der Cisrhenanen (22. September 1797) berichtet wird.

Freilich, er allein hatte zu befehlen in dem damals ganz unter der Militärherrschaft stehenden Lande! Ueber diese Vorgänge hatte Fischenich in einem im März 1800 niedergeschriebenen Briefe ausführlich berichtet, der „zum Abschicken bereit" lag, als in der Nachbarschaft ein Brand entstand. Seine Wohnung kam in große Gefahr; seine Bücher und Papiere, die man zu retten suchte, lagen in Unordnung übereinander, und auch der Brief verlor sich unter denselben. Zwei Jahre später fügte er einem größeren Schreiben an Charlotte einen Auszug aus demselben bei, „eine gedrängtere Abschrift", wie er sich ausdrückt. Aus letzterem ist obige Erzählung entnommen.

Hoche starb am 19. September. Augereau kam an seine Stelle als Oberkommandant der Armee von Deutschland. Gegen Ende des Jahrs 1797 ward die Intermediär-Commission aufgelöst, und eine „National-Regie der französischen Republik" eingesetzt. An ihrer Spitze stand Rudler, bisher Richter am Kassationshof, der zum Regierungskommissär für die eroberten Lande am Rhein ernannt ward, mit ausgedehnten Befugnissen, um eine Organisation einzuführen. Er hatte Anfangs seinen Sitz in Bonn; bei der dort herrschenden Stimmung aber zog er es vor, nach Mainz überzusiedeln.

Schon vor Rudler's Ankunft, bald nach dem Abschluß des Friedens von Campo Formio, hatte Augereau in den ihm untergebenen Landen alle Beamten auffordern lassen, der Republik den Eid der Treue zu leisten. Es war am 3. December, wo dies in Bonn verlangt wurde. Aber eine Weigerung folgte der andern. Auch die Professoren der Universität wollten den Eid nicht leisten. Ihre Vorlesungen hörten nun auf. Rudler unternahm es, auch das Universitätswesen neu zu organisiren. Die Gegenstände, die bisher auf den Universitäten Köln, Bonn, Mainz und Trier gelehrt worden, wurden theils Centralschulen, theils Spezialschulen zugetheilt. Namentlich ward die Universität Bonn in eine Centralschule umgewandelt, wo Lehrstühle für alte Sprachen, Geschichte,

Mathematik, Naturwissenschaften und Gesetzgebung errichtet wurden. Rudler's Dekret ist vom 1. November 1798. Die Vorlesungen sollten am 21. beginnen, die Eröffnung derselben „und die Installation der Professoren mit all der Feierlichkeit begangen werden, die die Erneuerung des öffentlichen Unterrichts in diesem Lande erheischt". (Der Name Universität ward in dem Dekret beibehalten, obwohl die Ueberschrift desselben von der „Organisation der Centralschulen" spricht.) Aber zur Eröffnung der Vorlesungen kam es noch nicht. Es erfolgte um diese Zeit eine neue Aufforderung, der Republik den Eid der Treue zu leisten. Die Erklärungen der Professoren befriedigten Anfangs. Aber die einheimischen Franzosenfreunde brachten es dahin, daß man sie verwarf; und die Vorlesungen wurden suspendirt. Dies dauerte bis Ende April 1800. (Ueber eine dritte Eidesverweigerung, im Jahr 1800, wo man der Constitution vom Jahr 1799, wodurch das Consulat geschaffen wurde, Treue schwören sollte, wird unten ausführlich berichtet.)

Auf Rudler war im März 1799 Marquis, im November Lakanal als Regierungskommissär gefolgt. Bald nach dem 18. Brumaire ward Shée, früher Präsident der Intermediär-Commission zu Bonn, durch Consularbeschluß vom 8. Frimaire VIII. (29. Nov. 1799) zum „Regierungskommissär in den vier provisorischen Departements Donnersberg, Saar, Roer und Rhein- und -Mosel" ernannt. Am 20. März 1800 (29. Ventose VIII.) veröffentlichte er ein Dekret, wodurch die „zu Bonn errichtete Departements-Centralschule definitiv und vollkommen organisirt", die an derselben errichteten Lehrstühle bezeichnet und eine Anzahl von Professoren ernannt wurden. *) Unter den letzteren waren namentlich

*) In den Motiven des Dekrets (worin übrigens der Name Universität nicht mehr vorkommt) heißt es: „Der Bürger Shée 2c. nach Ansicht des Verzeichnisses der seltnen oder nützlichen Pflanzen, die im botanischen Garten durch die Sorgfalt des Direktors desselben, Bürger

Odenkirchen für das Lateinische und Griechische, Christ für Mathematik, Wurzer für Physik und Chemie, Hauser für Geschichte, Wegeler für Geburtshilfe rc. Acht Tage später, 28. März, wurden noch ernannt Fischenich für den Lehrstuhl der Gesetzgebung, Schallmeyer für allgemeine Sprachkunde und Krevelt für Botanik.

Fischenich an Charlotte.

2. Juli 99.

Was werden Sie denken, liebe Mutter, daß ich Ihnen erst nach einem so langen Zwischenraum antworte? Ihr letzter lieber Brief traf mich in einer Situation, wo ich ihn unmöglich sogleich beantworten konnte. Daß es späterhin nicht geschah, daran sind nicht minder äußere Ursachen Schuld, die Sie sich ohngefähr denken können. Ich habe mancherlei Schicksale gehabt, seit der Zeit daß wir unter dem Druck des seltensten Krieges fast erlagen. Auf die süßen, ewig unvergeßlichen Tage, die ich bei Ihnen, theuerste Freundin, und bei unsrem Schiller zugebracht habe, sind bittere Jahre gefolgt. Damals dachte ich wohl nicht, daß ich in mein Vaterland zurückkehren würde, um mit Leidenschaften aller Art, nur nicht mit übelverstandener Freiheit kämpfen zu müssen. Glauben Sie es nicht, oder glauben Sie es wenigstens nur zum vierten Theil, wenn Sie von Freiheitsschwärmerei und Freiheitsfanatism lesen und hören. Ich habe viel und anhaltend beobachtet, ich hatte zum Theil Gelegenheit, dem gefährlichen Possenspiel etwas näher auf den Grund zu sehen, und habe durchgängig wahrgenommen,

---

Lenné, aufbewahrt werden rc., in Erwägung, daß die friedliche Lage von Bonn, die dortigen botanischen Gärten und physikalischen und Naturalienkabinette diese Gemeinde vor jeder andern zum Sitz einer Centralschule geeignet machen; und daß diese Gemeinde, die durch die politischen Ereignisse viel verloren, durch diese Anstalt in nützlicher Weise entschädigt werden kann; beschließt rc." Recueil des réglemens etc. XVII. 67.

daß Herrschsucht, Ehrgeiz, Habsucht, Rachbegierde, gekränktes Ehrgefühl u. dgl. entweder die Haupttriebfeder waren, oder doch wenigstens den größten Antheil an Allem, was vorging, hatten. Die eigentlichen Schwärmer sind gerade die unschuldigsten. Mit ihnen hat man die wenigste Mühe, und am wenigsten von ihnen zu fürchten. Es gelingt noch wohl, sie eines Besseren zu belehren, oder sie bis zur Toleranz herabzustimmen. Der Eigennutz aber ist grausam und starrsinnig. Das Bewußtsein seiner Schuld, die Besorgniß für sein Dasein treibt ihn immer vorwärts. Sobald einige auffallende Schritte gethan sind, gibt es keine Rückkehr. Die allgemeine Verachtung, die auf ihm lastet, erfüllt ihn mit Rache, die er oft fürchterlich genug ausübt.

Aus dem, was mir da fast unwillkürlich aus der Feder geflossen ist, können Sie ohngefähr auf das schließen, was mir, mehr als alles mit dem Krieg verbundene Ungemach, zu schaffen gemacht, und zum Theil noch zu schaffen macht. Wie glücklich sind Sie, daß Sie von allem dem nichts erfahren ꝛc. Mit meiner Gesundheit geht es jetzt ziemlich wohl. Zweimal war sie sehr zerrüttet. Im vorigen Sommer litt ich einige Monate an der Gicht, die hier allgemein herrschte. Einige Zeit konnte ich nicht gehen, und mußte mich mühsam auf dem Stock herumschleppen ꝛc. Wie geht es mit Ihrer und mit Schiller's Gesundheit? Umarmen Sie ihn und die Kleinen in meinem Namen, und sein Sie versichert, daß Sie mir ewig unvergeßlich sein werden.

P. S. Wenn ich so glücklich bin, eine Antwort zu erhalten, so wollen Sie in der Adresse das gehässige „Herr“ weglassen. Der Brief geht sicherer, wenn Sie mich »citoyen« nennen.

Charlotte an Fischenich.

Jena, den 26. Julius 1799.

Daß mich Ihr Brief freute, lieber Freund, müssen Sie wohl fühlen. Er kam mir unerwartet; und damit Sie sehen, wie fest

mein Glaube an die Dauer Ihrer Freundschaft ist, so kam er nur dem meinigen zuvor; denn in Gedanken schrieb ich Ihnen schon längst, weil wir gar zu gern wissen wollten, wie Sie leben, mein lieber guter Sohn. Ich leugne nicht, daß ich mit einem Gefühl mit Sorge vermischt Ihrer denke; deswegen haben Sie Dank, daß Sie der Eingebung des guten Geistes folgten, und uns diese Zeilen sandten und dies Lebenszeichen. Sie sind unter uns, und der Glaube an Sie ist bleibend, wenn Sie auch schweigen; aber wir hören deswegen doch gern was Sie machen. Daß Sie krank wären, fürchtete ich oft schon; und diesen kalten unfreundlichen Sommer fürchte ich auch nicht wenig für Ihre Gesundheit; nehmen Sie sich ja in Acht, und nehmen Sie auch Mittel gegen die Gicht, daß sie nicht einreißt. In Ihren Jahren ist es noch Zeit vorzubauen.

Ueber Schiller würden Sie sich recht freuen mit mir. Er ist ein ganz anderer Mensch, so lebhaft, thätig, und hat viel weniger mit seinen Uebeln zu kämpfen. Ich möchte, Sie wären mit uns, und hätten sich mit mir über den Wallenstein freuen können. Vor Ostern wird er nicht gedruckt; daher müssen Sie noch lange warten. Körner schrieb mir, daß er den größten Beweis von Schiller's Gesundheit und Kraft im Wallenstein wiedergefunden habe; und ich glaube, er hat Recht; denn ein Kranker kann solche Stärke des Ausdrucks nicht auffinden: Vielleicht haben Sie in der Allgemeinen Zeitung die Auszüge gelesen, und Sie können doch einen Begriff sich vom Ganzen machen.

Ich selbst bin die Zeit her nicht immer wohl gewesen; aber in einigen Monaten wird es besser sein, hoffe ich.

Die Kinder sind wohl und gedeihen; sie leben wie die Pflanzen meist in der Sonne und Luft, und das Gartenleben thut ihnen wohl. Ich glaube, sie wären nicht so stark, wenn sie nicht das freie Leben genössen. Sie machen uns viel Freude, die Kleinen! Oft wünschte ich meinen ältesten großen Sohn zu mir, daß er sich auch mit uns freuen könnte; ich denke mir oft, mit welcher Liebe

Sie die Kleinen ansehen würden, und wie Sie auch von ihnen geliebt würden, denn sie sind sehr weich und Anhänglichkeit fähig.

Hier leben wir sehr still, und sind mit Allen gut freund, aber mit Wenigen auf ein geselliges Verhältniß gestimmt. Niethammer, der eine gute anspruchlose Frau hat, mit der ich unter den Frauen hier am liebsten lebe, macht unsre meiste Gesellschaft aus, wir sehen uns jede Woche einmal. Auch der Professor Schelling, den Sie wohl aus seinen Schriften kennen, gehört zu dem Zirkel 2c. Ich lebe auch gern einsam. Da ich oft in Weimar bin, wo ich meine Schwester und meine alten Freunde habe, so halte ich mich dort schadlos für die Entbehrung der Gesellschaft hier. Göthe ist auch oft hier; und wenn man Schiller und ihn zusammen sieht und hört, so wird der Geist reich an Mitteln der Anwendung der Zeit und des Lebens, ohne leeres Geschwätz zu bedürfen, was dem Geist nichts gibt und dem Herzen.

Wenn Sie mich sähen, lieber Freund, hoffe ich, Sie würden mich ein bischen klüger und auch hoffentlich besser finden. Ich fühle mich in mir glücklicher und reicher wie sonst; und ich habe allen guten Willen, immer weiter zu streben. Das ist es doch eigentlich, was des Lebens Genuß erhöht, wenn man nach Veredlung seiner Kräfte strebt.

Bei aller meiner Ernsthaftigkeit denken Sie aber nur, daß ich auch recht lustig bin, und heiterer, weil ich das Leben ruhiger ansehe, und Schiller gesünder ist. Könnten Sie jetzt bei uns sein! — Sollen wir uns nicht wiedersehen? Sagen Sie mir, wie Ihre Plane für die Zukunft sind. Wollen Sie gar nicht mehr reisen? Wir sind wohl nun auf immer hier, oder doch in der Gegend; denn wie es jetzt steht, könnten wir nur zwischen hier und Weimar wählen. Das Reisen aber gebe ich nicht auf; und wir hoffen, das Meer noch zu sehen, was uns ein sehr wünschenswerther Gegenstand ist. Das sind unsere Plane und Aussichten.

Was macht Ihr Onkel? Und Ihre Schwester? Ich hoffe, sie ist noch bei Ihnen; sie pflegt Sie gewiß recht treulich? Unsre

Freunde haben Manches erlebt. Stein, der in Breslau angestellt ist, war voriges Frühjahr dem Tode nahe an einem Faulfieber. Ich litt zweifach, um seiner selbst willen und mit der Mutter, die ich jetzt oft sehe, und deren Freundschaft mir mit jedem Jahre werther wird; wir leben das Leben in der schönen Uebereinstimmung unserer Gemüther, die uns jedes Jahr enger noch verbindet. Meine Mutter ist auch wohl, und wir sehen uns oft; sie freut sich, ihre Töchter so nah' zu haben.

Sie sehen, mein lieber Sohn, daß wir in unserer Familie und im kleinen Zirkel unserer Freunde leben, Schiller thätig und wirksam durch die Schöpfungen seines Geistes, ich theilnehmend, jedes seiner Gefühle theilend, mit der Sorge für die Kinder und das Haus beschäftigt; so vergeht mir das Leben. Ich kann fast gar nicht mehr zeichnen; denn ich habe zu wenig Ruhe. Man muß nichts außer sich wissen, was Antheil fordert, wenn man dieses Talent üben will; auch wollen die Kinder immer helfen und Alles sehen. Sonst schickte ich Ihnen eine Aussicht aus unsrem Garten, daß Sie die äußern Gegenstände kennen lernten, die uns umgeben.

Göritz hat endlich die Stelle eines Diakonus bekommen. Fichard mag durch seine schöne Frau, die er nicht zu behandeln weiß, manches Ungemach erdulden. Unser Zirkel von 92 war mir letzt so gegenwärtig wieder, weil ich den Berg hinauf fuhr nach Sulza zu. Ich dachte lebhaft, wo wir Alle wären, und was wir indeß erlebt hätten. Jetzt war nur Schiller mit mir; sonst ist jedes Glied der damaligen Gesellschaft an einem andern Ort, und in mehr oder weniger angenehme Lagen gekommen. — Jetzt finde ich gar keine Stimme mehr für neue Freunde in meinem Herzen; ich erhalte mir lieber das Andenken an die, die ich besitze, und möchte keine neuen erwerben; daher ist mir die Vergangenheit immer noch so nahe.

Ich finde auch nicht leicht, oder gar nicht, zwei solche Menschen wieder wie Sie, lieber Freund, und Stein; denen ich mein Zutrauen so geben könnte, und auf deren Freundschaft ich wieder

so rechnete. Stein ist gar artig geworden; er ist so theilnehmend und rege in seinem Geist, und doch dabei ruhig; und die Welt hat ihn gebildet, daß er weitere Ansichten hat. Wenn ihn nur seine Krankheit nicht zurückgebracht hat! Sein letzter Brief war so traurig, ich möchte sagen, nach seiner Art empfindsam. — Ich vergesse ganz, daß uns ein so weiter Raum trennt, und erzähle Ihnen, als wären Sie bei mir. Sie sehen daraus, daß ich immer dieselbe Stimme für Sie in meinem Herzen wiederfinde, die Saiten der Unterhaltung mögen so selten erklingen, als sie nur wollen. Schreiben Sie mir bald wieder, wo möglich in ein paar Monaten und ausführlich über sich. Schiller umarmt Sie herzlich; Sie sind ihm immer so lieb wie sonst, und Alles, was Sie angeht, interessirt ihn herzlich.

C. Schiller.

Sie spricht oben davon, sie sei die Zeit her nicht immer wohl gewesen; aber sie hoffe, in einigen Monaten werde es besser sein. Sie trug damals ihr drittes Kind, ihre älteste Tochter, Caroline; aber als diese nach „einigen Monaten“ zur Welt kam, ward es erst recht schlimm. Frau von Wolzogen erzählt: „Der Niederkunft meiner Schwester folgte ein Nervenfieber, was Schiller und uns Alle in die schmerzlichste Sorge versetzte. Beinahe an sechs Wochen war eine Schwäche des Kopfes, oft völlige Geistesverwirrung zurückgeblieben. Der treffliche Starke war auch hier ein Retter. Seine Geschicklichkeit und Schiller's sorgsame, zarte Pflege in der Behandlung solch eines traurigen Zustandes, die Wartung der guten Mutter und der treuen, immer gleich hülfreichen Freundin Griesbach bewirkten eine völlige Genesung. Dieser schmerzlichen Erinnerung zu entfliehen, sich in neuer Umgebung in Weimar zu erheitern, war für Schiller und meine Schwester ein dringendes Bedürfniß.“

Fischenich an Charlotte.

Bonn, 19. März 1802.

Ihr Brief, meine theure, unvergeßliche Freundin, hat mich tief in der Seele gerührt, und ich möchte fast sagen, beschämt; aber daß Sie ungeachtet meines langen, wenigstens dem Anschein nach unverzeihlichen Stillschweigens noch immer dasselbe Zutrauen zu mir haben, und daß Sie allerdings dazu berechtigt sind, dies ist die schönste Probe, die unsere Freundschaft bestehen konnte. Gerade dieses Bewußtsein meiner unerschütterlichen Treue, und die Ueberzeugung, daß auch Ihre Gesinnungen gegen mich unveränderlich sind, ist die Ursache, daß Sie so selten etwas von mir gehört haben. Hätte ich mich weniger in Gedanken mit Ihnen unterhalten, es wäre vielleicht öfter auf dem Papier geschehen. So aber huldigte ich täglich unserer Freundschaft, und es verging ein Tag nach dem andern, eh' ich mich Ihnen mittheilte. Ist man aber gleich nachlässig im Schreiben, so geht man deswegen doch nicht nachlässig mit den erhaltenen Briefen um. Sie selbst, meine gute Mutter, glauben es nicht, daß ich Ihren letzten Brief nicht mehr besitze, und nur, um mich verdientermaßen etwas zu züchtigen, konnten Sie dieses warnende Wort fallen lassen. Ich küsse die sanft strafende Hand, die mir doch in diesem Punkt bei aller Wahrheit der Sache selbst leicht hätte Unrecht thun können. Denn ich muß Ihnen sagen, daß dieser Brief unter dem Schutte vieler Bücher und Papiere einige Zeit vergraben lag, endlich aber wieder herausgefunden wurde. Die Veranlassung war ein Brand, der in meiner Nachbarschaft entstand und auch meiner Wohnung die augenscheinlichste Gefahr drohte. Die ausführliche Geschichte dieses unglücklichen Vorfalls, wobei ich von meinen Mitbürgern und insbesondere von meinen Schülern die rührendsten Beweise ihres Wohlwollens und ihrer Anhänglichkeit erhielt, werde ich Ihnen ein andermal erzählen. Die Antwort auf Ihren Brief, die beim Ausbruch des Feuers zum Abschicken bereit lag und dasselbe Schicksale hatte, füge

ich hier in einer gedrängteren Abschrift bei, da sie über einige Punkte, wornach Sie sich erkundigt haben, Aufschluß gibt.

Hätten Sie früher von dieser Geschichte etwas gehört, ich wäre Ihnen, beste Mutter, am Krankenbett vielleicht nicht als ein Barbar erschienen. Es thut mir wehe, daß ich auch nur in einem Traumbilde diese Gestalt annahm und Sie ängstigte. Wäre es möglich, durch meine Gegenwart und meine Pflege Ihnen nur eine Stunde früher die Gesundheit wieder zu verschaffen, ich würde zu Ihnen eilen und nicht von Ihrer Seite weichen. Auch ich war vor zwei Jahren dem Tode nahe; mehr als ein halbes Jahr war ich in dem kläglichsten Zustande, bis ich endlich von einem geschickten Arzt, der den Grund meiner Krankheit entdeckte, gerettet wurde. Jetzt befinde ich mich wohl.

Zur Ergänzung der Beilage muß ich Folgendes bemerken. Im ersten Jahr, da die Franzosen hier waren, stockte der öffentliche Unterricht, weil das Militärspital in die Universitätsgebäude verlegt war. Im zweiten Jahr nahmen die Vorlesungen wieder ihren Anfang, und dauerten bis ohngefähr an's Ende des Jahrs 1797 fort. Während der Unterhandlungen zu Rastatt machte man den Versuch, diese Länder durch eine freiwillige Unterwerfung mit Frankreich zu vereinigen; und es wurden alle öffentlichen Beamten aufgefordert, der Republik den Eid der Treue zu schwören. Auch der Universität kam dieser Beschluß zu. Sie erklärte: da das Schicksal dieser Länder noch nicht entschieden sei, und also ihre Verbindlichkeit gegen das deutsche Reich und die Verfassung ihres Landes noch fortwähre, so könne sie keinen förmlichen Huldigungseid leisten; sie verspreche aber, nichts Feindseliges gegen die Republik zu unternehmen; und wenn dies der Sinn des Eides sei, so habe sie nichts dagegen zu erinnern. Diese Erklärung wurde Anfangs von der französischen Behörde angenommen; weil sie aber der Absicht der Deutschen, die durch diesen Eid die Vereinigung mit Frankreich auf jeden Fall zu bewirken suchten, ganz zuwider war, so brachten sie es bald dahin, daß sie verworfen und die

Universität suspendirt wurde. Man war gegen diese um so mehr aufgebracht, da die übrigen Beamten ihrem Beispiele folgten. Die Suspension dauerte bis zu Ende Aprils 1800, da die Universität in eine sogenannte Centralschule umgeschaffen wurde. Die Lehrer waren größtentheils beibehalten, und ich befand mich auch unter diesen.

Nun aber ereignete sich ein Vorfall, der in diesen Gegenden und überhaupt in Deutschland und Frankreich viel Aufsehen erregt hat, und wovon Sie vielleicht in öffentlichen Zeitungen gelesen haben. Der Tag zur feierlichen Einführung war bestimmt, und Alles zum öffentlichen Akt bereit; die Beamten, selbst aus der Nachbarschaft, waren von der hiesigen Municipalverwaltung zur Feierlichkeit eingeladen worden, und wirklich in einem dazu zubereiteten Saale der Universität mit einer Menge anderer Zuschauer versammelt. Aber — die Installation geschah nicht. Man legte uns nämlich, worüber man absichtlich bis zum Tage der Einführung, um uns zu überraschen, das tiefste Stillschweigen beobachtet hatte, einen Eid vor, den wir ohne die größte Ungereimtheit nicht leisten konnten. Wir sollten der Constitution vom achten Jahre Treue schwören, da doch diese Länder noch nicht mit Frankreich vereinigt waren, und noch immer als eroberte Länder behandelt wurden. Dieser Widerspruch konnte Niemanden entgehen; aber die ganze Intrigue, wie ich auf der Stelle aus verschiedenen Umständen merkte, kam von Deutschen her, um die Universität, die bisher allen Nachstellungen entgangen war und deren Einfluß auf das Volk man kannte, in dieser Schlinge endlich zu fangen. Aber nie prallte ein Streich, der Andren zugedacht war, so sehr auf seine Urheber zurück als diesmal. Unsere Feinde, die Alles recht fein eingefädelt zu haben glaubten, wurden so in ihr eigenes Netz verstrickt, daß sie aller Welt zum Gelächter dienten. Die Professoren weigerten den Eid, und nun war die Verlegenheit auf's höchste gestiegen. In dem schön gezierten Saale harrte man auf die versprochene Feierlichkeit; es war

bereits mehr als eine Stunde verflossen, und noch nicht einmal der Vorhang aufgezogen worden; denn die ganze Scene ging in einem andern Zimmer vor.

In dieser äußersten Verlegenheit schlug endlich der Commissär, der von der Centralverwaltung zu Koblenz mit der Installation beauftragt war, vor, uns wenigstens installiren zu lassen, um der beispiellosen Verwirrung ein Ende zu machen; denn wirklich waren einige von den versammelten Zuschauern scharfsinnig genug gewesen, den wahren Grund der Verzögerung zu errathen, der nun von einem Munde zum andern lief. Er glaube, fügte der Commissär, der es übrigens nicht übel meinte, hinzu: man würde den Eid modificiren und die Installation gutheißen. Dasselbe versicherten die Mitglieder der hiesigen Municipalität, unter welchen unglücklicher Weise einer meiner Jugendfreunde war, der alle seine Beredsamkeit aufbot, manchen wehmüthigen Blick auf mich warf, und endlich, zum erstenmal in seinem Leben, über mich unwillig ward. Das Beschwören, Bitten und Jammern nahm kein Ende; mit jedem Schlag der Uhrpendül wuchs die Verlegenheit. Da ich diese sehr wohl einsah, und diejenigen, mit denen wir es unmittelbar zu thun hatten, keine feindseligen Gesinnungen hegten, so war auch ich in der peinlichsten Lage. Aber gleich im ersten Augenblick war mein Entschluß unwiderruflich gefaßt, da die ganze Cabale klar vor meinen Augen ausgebreitet lag. Die übrigen Professoren, welche nicht so viel Gelegenheit hatten, die Machinationen unserer Feinde zu beobachten, und denen ich mich auch an dem Orte, wo wir versammelt waren, nicht deutlich erklären konnte, bestanden einen noch härteren Kampf; einige waren so von Mitleiden durchdrungen, daß sie nicht abgeneigt waren, dem Vorschlag des Commissärs und der Municipalverwaltung, den nur die äußerste Verlegenheit eingeben konnte, nachzugeben. Ich aber erklärte: daß ich keine Comödie mit mir spielen lasse, damit man sich morgen die Freude mache, die ganze Installation zu kassiren und mich abzusetzen; man könne nicht für den Ausgang bürgen; und wenn die Centralverwaltung

konsequent handeln wolle, so müsse sie den ganzen Akt als nichtig erklären; die Verlegenheit treffe nicht den Commissär und die Municipalität, sie falle einzig auf ihre Urheber zurück u. s. w. Ich mußte besonders auf meiner Hut sein; denn es war mir höchst wahrscheinlich, daß die ganze Intrigue von dem einen und andern, der zwar in den Mitteln, nur nicht im Zweck mit seinen Amtsgenossen übereinkam, insbesondere gegen mich gerichtet war, wie sich auch hintennach bewiesen hat.

Die Debatten dauerten noch eine Zeitlang fort; aber die Installation kam nicht zu Stande; ein Mitglied der Municipalität erklärte endlich der versammelten Menge, durch ein unvorhergesehenes Hinderniß könne sie heute nicht statthaben; und so endigte sich diese höchst unangenehme Scene, an der indeß das Volk, da die allgemeine Stimmung der Republik gar nicht günstig ist, sich sehr ergötzte. Kaum war die Nachricht bei den regierenden Herren in Koblenz angekommen, als man, noch ehe man von der Geschichte unterrichtet war, (zum Beweis daß ich mich nicht geirrt hatte) sogleich alle Schuld auf mich warf. Aber selbst Viele von der französischen Partei (die in mehrere Sekten zerfällt, welche sich mehr untereinander hassen als die beiden äußersten Enden) erklärten sich gegen die Centralverwaltung, deren Mitglieder auch wohl unter sich nicht ganz einig waren. Diese fand sich so im Gedränge, daß sie die Eidesformel zurücknahm; sie vergaß sich aber dabei so sehr, daß sie mich demungeachtet bei dem General-Regierungscommissär in Mainz als Rädelsführer anklagte und auf meine Absetzung drang. Aber sie wurde nicht einmal einer Antwort gewürdigt, und die Professoren traten bald darauf ihre Amtsverrichtung an. Die wahre Ursache, warum ich angeklagt wurde, war diese. Der Regierungscommissär — derselbe der mich ein paar Jahre vorher, da das Kölnische Land noch für sich bestand, aus der Regierung vertrieben hatte — hatte mir bei der bevorstehenden neuen Organisation eine Präfektur antragen lassen, um die ein Mitglied der Centralverwaltung aus allen Kräften warb. Dieses Mitglied war

die Haupttriebfeder, und wollte eine so günstige Gelegenheit ergreifen, seinen Rivalen aus dem Wege zu räumen; denn er konnte sich nicht einbilden, daß ich einen so glänzenden Posten nicht annehmen würde. Ueberhaupt kam die ganze gegen die Universität gerichtete Intrigue an's Tageslicht; so daß ein Jugendfreund, der eine Weile über mich unwillig war, dies hintennach einsah, und selbst viele von denen, deren Gesinnungen von den unsrigen verschieden waren, unser Betragen billigen mußten. Aber der Triumph der Schule war zu vollkommen, und hatte zu viel Publicität gewonnen, als daß die Centralverwaltung ihn verschmerzen konnte. Wir haben daher nicht selten ihre Rache fühlen müssen, bis die neue Organisation eingeführt wurde. Denn der Präfekt, der an ihre Stelle trat, thut Alles für die Schule, was nur immer in seinen Kräften steht. Doch ist unser Dasein sehr precär, weil eine neue Veränderung in der Territorial-Eintheilung bevorsteht, und die verschiedenen Städte am Rhein um den Besitz der hohen Schule buhlen.

Ich sehe (sagt Wieland's Aristipp, wenn die Briefe etwas weitläuftig ausgefallen sind), daß mein Brief zu einem Buch anwächst. Dieses lange Breve mag daher theils für Sie, meine Freundin, theils für Schiller gelten, den ich von ganzer Seele umarme. Das Bild über meine Schicksale und über unsere Lage, welches Sie daraus erhalten, bleibt immer unvollkommen, ich habe nicht den hundertsten Theil erwähnt; und wenn ich Alles erzählen wollte, so würde doch jede Schilderung und Ihre Vorstellung weit hinter der Wahrheit zurückbleiben. Man muß auf dem Schauplatz selbst gegenwärtig gewesen sein, und als handelnde Person mit theilgenommen haben, um sich einen vollständigen Begriff bilden zu können. Da Sie von meiner Lage etwas zu wissen wünschten, so konnte ich nicht umhin, von mir ein und andres zu bemerken, wovon ich sonst lieber schweige. Bei Ihnen, liebe Mutter, hab' ich eine Ausnahme gemacht, obgleich hierin eine Ursache liegt, warum Sie so wenig von mir erfahren haben.

Es freut mich, daß die Körnersche Familie noch immer dieselbe ist. Wenn Sie nach Dresden schreiben, so fügen Sie einen freundlichen Gruß von mir bei. Auch bitte ich, bei Ihrer Frau Mutter und der Frau von Wolzogen mein Andenken zu erneuern. Meinen Onkel und meine Schwester hat es sehr gefreut, daß Sie sich ihrer erinnert haben. Mein Onkel verjüngt sich fast mit den Jahren; obgleich er durch den Krieg viel gelitten und den größten Theil seiner Einkünfte verloren hat. Meine Schwester ist verheirathet, sie hat einen braven Mann. Ich umarme Sie und die Kinder mit dankbarem Herzen.

Ewig der Ihrige.

Fischenich.

„Unser Dasein," heißt es oben, „ist sehr precär." Vorläufig blieben gleichwohl die Vorlesungen an der Centralschule ungestört. Aber zwei Jahre später ward ein vom 1. Mai 1802 (11. Floreal X) datirter Consular-Beschluß veröffentlicht, wodurch wiederum eine neue Organisation des öffentlichen Unterrichts dekretirt wurde. An die Stelle der Centralschulen sollten nun Lyceen und Spezialschulen treten. Im Lauf des Jahres XIII der Republik, heißt es in dem Dekret, müssen überall die neuen Schulen organisirt sein. So ward denn auch schon mit dem letzten Tag des Jahres XII (22. September 1804) die Centralschule zu Bonn aufgehoben. Da es schon im Jahr 1802 durch Veröffentlichung jenes Dekrets angekündigt worden, so konnten die Professoren bei Zeiten nach andern Funktionen sich umsehen. Fischenich zögerte nicht, eine Stelle im praktischen Justizdienst anzunehmen; er ward, was man damals „Sicherheitsbeamter" nannte. *)

Von Köln, wo Friedrich Schlegel damals wohnte, kam die Nachricht nach Bonn, daß Schiller krank sei. Fischenich schrieb sogleich nach Weimar.

*) Magistrat de sûreté, General-Advokat, Substitut des General-Staatsprokurators. Vgl. Morin, Dictionnaire du droit criminel, pag. 503.

Fischenich an Charlotte.

Bonn, 5. November 1804.

Ich habe vernommen, daß Schiller krank sei; ich bin so frei Sie, meine theuerste Freundin, zu bitten, mich hierüber zu beruhigen; oder wenn er vielleicht krank war, mir seine Genesung zu melden. Sollte er aber noch nicht hergestellt sein, und also Ihrer Pflege bedürfen, so will ich lieber länger in dieser peinlichen Ungewißheit bleiben, als daß Sie ihm auch nur eine Viertelstunde Ihre pflegende Hand entziehen sollten. Nur dann, wenn dies ohne die geringste Gefahr geschehen kann, bitte ich um einige Nachricht.

Daß ich bisher keine Nachricht erhielt, daran bin ich einzig Schuld; wenn Sie aber meine Verhältnisse kännten, so würden Sie mich wenigstens entschuldigen. Ich will Sie jetzt nicht damit aufhalten, und Ihnen nur sagen, daß ich seit ungefähr zwei Jahren ein neues Amt bekleide, welches sehr unruhig ist, und mir wenig Zeit übrig läßt. Ich habe es angenommen, weil ich voraussah, daß die hiesige Schule bald eingehen würde, wie sie denn wirklich vor einem Monat aufgehört hat. Zu meiner großen Qual muß ich die Stunden, die ich den Wissenschaften widme, wovon ich nun einmal nicht ablassen kann, gleichsam stehlen. Es ist mir aber unmöglich, auf die Dauer in diesem Zustande zu leben; mich auch davon loszureißen, was noch einigermaßen mein Dasein aufrecht erhält, dies würde endlich meine Kräfte aufzehren. Doch ich will nicht klagen; ich weiß, daß Sie, meine liebe gute Mutter, und mein Freund an Allem, was mich betrifft, Antheil nehmen. Für jetzt habe ich keine dringendere Angelegenheit, als von Schiller's Gesundheit unterrichtet zu sein.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 8. November 1804.

Ihr Brief, theurer lieber Freund, hat mich zu sehr gerührt, um länger zu schweigen; und diese wenigen Augenblicke, die mir

jetzt bleiben, sollen Ihnen gehören. Sie sollen von Schiller, von mir wissen, gleich heute; denn ich möchte alsdann lange nicht zu einer ruhigen Stunde kommen, da mein Schwager *) zurückkommt von seiner langen Reise nach Petersburg, und wir morgen die Großfürstin Maria erwarten und als unsre neue Fürstin sie begrüßen müssen, und manche gesellschaftliche Zerstreuung mir die Sammlung meines Gemüthes rauben könnte.

Ich habe viel gelitten in diesem Sommer, in diesem ganzen vorigen Jahre möcht' ich sagen. Ich hätte Ihnen gern geschrieben, ungeachtet Ihres Schweigens. Aber ich fühlte mich so schwach, daß ich fürchtete, Ihnen zum letzten Mal zu schreiben. Mein ewig lieber Sohn! Sie können mir nie fremd werden, und mein Schicksal ist Ihnen auch nie gleichgültig. Dies fühle ich immer. Aber heut fühl' ich es stärker als je; denn die Stimme der Freundschaft in der Noth zu vernehmen, ist das Tröstlichste, was dem Herzen widerfahren kann. Ihr Wille war, mir Ihren Antheil zu zeigen; Gottlob, daß ich mit frohem Herzen Ihnen sagen kann, daß Schiller besser ist, daß er thätig ist; denn er ist heut sehr beschäftigt, weil er ein kleines Vorspiel der Großfürstin zu Ehren macht, was heut fertig sein soll,**) um übermorgen den 10. gespielt zu werden.

Ich bin seit drei Monaten Mutter einer kleinen lieben Tochter, die Emilie heißt; der Name der neuen Schwester darf dem großen Bruder nicht fremd bleiben. Aber vorher war ich sehr krank, und glaubte, ich könnte die Ankunft der Kleinen nicht erleben. In dieser Angst und Noth, wo ich Mühe hatte, mich aufrecht zu erhalten, um Schiller's Muth nicht sinken zu lassen, der um mich

---

*) Wilhelm von Wolzogen hatte als Kammerherr den Erbprinzen von Weimar nach Petersburg begleiten und dort während der Vermählungsfeierlichkeiten verweilen müssen.

**) Es ward fertig. Schiller begann es am 4., vollendete es schon am 8. November An eben diesem Tage schrieb er den kurzen Brief an Fischenich, den wir unten folgen lassen. Am 9. kam die Großfürstin. Erst am 12. ward das Vorspiel aufgeführt.

sehr besorgt war, bekam er einen Anfall von Kolik; er war in großer Gefahr! Ich wußte es damals nur halb. Denken Sie aber, daß eben, wie Schiller's Schmerz auf's höchste stieg, ich meiner Entbindung nahe kam; und den zweiten Tag von Schiller's Krankheit wurde die Kleine geboren.

Wir waren in Jena, wo ich meine Wochen hielt; und Starkens Sorgfalt dankt Schiller und ich das Leben. Er hat Schiller unermüdet gepflegt, und mich in den Wochen mit einer großen Geschicklichkeit behandelt; so daß ich keinen von den Anfällen spürte, die mich das vorige Mal so angriffen. Ich konnte in der vierten Woche schon wieder nach Weimar. Schiller sehnte sich hierher, weil er dort Manches vermißte.

Es ist mir, als sei ich an einem Abgrund vorübergegangen, wenn ich jetzt daran denke, wie es hätte mit uns werden können, wie mit meinen Kindern!

Schiller hat lange an Schwäche gelitten; und nach dem kurzen Schmerz ging die Genesung sehr langsam. Den 24. Juli wurde er krank; und kaum seit drei Wochen hat er seine vorige thätige Stimmung wieder; noch ist er sehr reizbar, und muß sich vor Luftveränderungen sehr hüten.

Wären Sie bei uns, oder in unserer Nähe! Ach, ich fühle wohl, daß es Ihnen nicht wohl ist, nicht sein kann! Und ich strebe sehnlich nach einer andern Bestimmung für Sie in meinem Plane. Was kann noch aus uns Allen werden; es ist so ungewiß und getrübt!

Ich möchte, Sie könnten nach Regensburg reisen. Schiller wird unser Freund*) nie bei sich selbst anstellen, ob er ihm gleich Beweise seines Andenkens gibt, und auch thätige. Aber seine eigene Lage ist zu precär, dünkt ihm; und er mag Recht haben. Aber Sie könnten ihm sehr nützlich sein in seinen Geschäften. Er braucht thätige, brave Menschen in dieser Zeit, bei diesem Zeitgeist. Mein Plan wäre, Sie reisten nach Regensburg. Schiller wird gern für Sie

*) Der Fürst Primas, damals Kurfürst von Regensburg.

dorthin schreiben, und Ihre Wünsche, unsre Wünsche aussprechen. Die Religion wird Sie auch empfehlen, und wäre ein Grund mehr, dünkt mir, denn Sie könnten da wirksam sein, wo es Andere nicht können. Ich denke mir, wenn unser Freund Sie sähe, so müßte der Wunsch recht lebendig werden, Sie zu besitzen.

Denken Sie darüber nach; eine Reise dorthin könnte nicht so umständlich sein, oder nächsten Sommer nach Aschaffenburg; vielleicht wären wir auch dort; denn Schiller muß bald hin, um einmal seinen Dank auszusprechen. Ganz in der Stille und unbemerkt für die Welt geschieht es immer, daß unser Freund zeigt, daß er auch einen reellen Antheil nimmt an dem Gewöhnlichen des Lebens; und deswegen verschweigen wir es auch jedem Andern. Aber er rechnet auf uns, als wenn wir ihm angehörten. Sie werden es auch so bewahren, im Herzen, lieber Sohn. Ich sage es Ihnen nur, daß Sie unsere Verhältnisse zu ihm kennen.

Ich hatte große Sorge diesen Sommer. Wir waren dieses Frühjahr in Berlin; man war sehr artig gegen Schiller, und machte ihm vortheilhafte Anträge, dort zu bleiben. Mein ganzes Herz war verwundet bei diesen Aussichten; denn so trostlos wie die Natur, waren mir die näheren menschlichen Verhältnisse auch. Meiner Familie wegen hätte ich nicht dagegen sprechen können. Aber man hat sich hier thätig und freundschaftlich gezeigt, und unser Herzog hat für Schiller gethan, was er verlangt; und wir sind nun fester an den hiesigen Boden geknüpft. Dies bleibt auch unter uns; denn man wünscht hier nicht, daß es bekannt werde. Bei meinem Gefühl der Krankheit war mir diese Krisis auch angreifend; und ich war froh, wie sich's entschieden hatte.

Ich bin nach und nach in den Zustand gekommen, nur das Nahe, Gegenwärtige zu genießen, und in meinem Herzen zu leben, und in dem, was mich zunächst umgibt, für Schiller, für meine Kinder, für wenige Freunde fern und nahe. Daher ist mir eine Veränderung des äußern Zustandes kein wünschenwerthes Ereigniß, und ein Leben in der großen Welt lästig. Ach, die Menschen

verlieren immer mehr die hellen Farben der jugendlichen Phantasie, je länger und näher man sie sieht. Das Neue reizt mich selten mehr, denn es ist nicht besser, und mit dem Alten habe ich Geduld und Schonung. Ich möchte nur noch recht viel wissen und sehen, um das bleibende, ewige Gefühl, das einen ergreift, wenn man über die Weltordnung, über die große Harmonie der Natur nachdenkt, recht festhalten zu können. Das Schicksal verwandelt immer die Welt und die menschlichen Verhältnisse; aber der Blick in die große unendliche Welt in uns und um uns ist das immer Bleibende und Tröstliche, und darauf stützt sich das bewegte Gemüth am liebsten.

Daß das Gefühl der wahren Freundschaft auch ewig ist und unendlich, denke ich mir so gern; und rechne Sie zu den bleibenden Gütern meines Lebens. Dies hat mich Ihr freundlicher Brief wieder auf's neue hoffen lassen. Ihr Schweigen war mir auch traurig; nicht weil ich an Ihrer Freundschaft zweifelte, aber weil ich fürchtete, es sei Ihnen nicht so zu Muth, uns zu schreiben; ich fürchtete auch, Sie könnten krank sein, weil ich weiß, daß Sie an der Gicht leiden. Wenn wir öfter von Ihnen hören könnten, wenn wir in unsern Briefen mit einander leben könnten, so wär' es mir sehr angenehm. Aber es ist nun einmal nicht in Ihnen, lieber Freund, daß Sie sich schriftlich mittheilen. — Ich habe recht mit Sehnsucht an Sie gedacht, als ich die Gegenden von Jena wieder sah, wo wir so froh und glücklich mit einander waren. Jetzt ist Alles zerstreut.

Schiller fühlt wie ich Ihr freundschaftliches Theilnehmen an uns; und sagt aus seinem Herzen, das Ihnen stets ergeben ist, die herzlichsten Grüße. Ich habe heute Abend mit ihm über meine Plane für Sie gesprochen. Er meint, ob Sie keinen Geschäftsmann kennten, der mit unserm Freund in Verbindung steht, in geistlichen oder weltlichen Angelegenheiten. Eine solche Empfehlung würde mehr wirken als bloß die der Freundschaft, meint Schiller; weil Dalberg auf die Menschen, die in ihrer Phantasie leben, nicht das Vertrauen hätte als auf Geschäftsmänner. Denken Sie nach,

handeln Sie! Ich könnte es unendlich wünschen, jemanden von Ihrem Charakter in seiner Nähe zu wissen, auch wenn ich Sie nicht als Freund so schätzte; und nun gehört es zu den wärmsten Wünschen meines Herzens.

Ich möchte, Sie könnten meine Kinder sehen; sie würden Ihnen Freude machen. Jedes ist gut, und in seiner Art liebenswürdig; sie haben keine Hauptunarten; sie sind leichtsinnig, kindisch, unbesonnen, aber nie aus Halsstarrigkeit bösartig. Die Knaben lernen Griechisch und Latein; und Caroline lernt nähen; sie ist gar lustig und unterhaltend, schwatzt unendlich, fast zu viel. Die kleine Emilie sieht gar gutmüthig und freundlich in die Welt, und ist körperlich schön *) und wohl.

Meine Mutter und Schwester sind wohl. Letztere ist jetzt bei uns zum Besuch. Frau von Stein ist wohl und mein großer Trost hier in der Gesellschaft. Stein hat sich vorigen Monat verheirathet; eine Fräulein Stosch aus Schlesien. Sie ist gut erzogen und soll sehr liebenswürdig sein. Ich freue mich sehr, daß Stein nicht mehr so isolirt ist.

Sie sagen mir nichts von dem guten alten Onkel. **) Ich hoffe, Sie haben noch den Trost, sein Alter zu pflegen. Was macht Ihre Schwester? Schreiben Sie mir bald, ich bitte Sie, und ausführlich über sich. Sie sehen, daß ich es auch so gemacht habe. Sagen Sie mir über Ihre Lage, über Ihre Geschäfte etwas. Es ist mir Alles wichtig, was Sie angeht. Leben Sie wohl; wir bleiben Ihnen ewig ergeben.

C. Schiller.

---

*) So haben wir sie, zwei Jahrzehnte später, in Köln gesehen. Die Wenigsten wußten, daß es Schiller's Tochter war; aber Alles blickte nach ihr, wenn sie vorüber ging, und betrachtete sie mit Entzücken.

**) Schon im vorigen Briefe haben wir sie nach dem Onkel (Oberpfarrer Löltgen in Bonn) fragen hören. Fischenich's Schwester starb das Jahr darauf. Auch der Onkel ist schon lange todt, und nur Wenige gedenken noch des freundlichen alten Herrn.

Schiller, von dem der vorstehende Brief Grüße meldet, wollte, gedrängt durch seine Arbeit, nicht selbst an Fischenich schreiben. Aber er konnte, wie wir sehen, es nicht über sich gewinnen, nicht ein paar Worte wenigstens an ihn zu richten. Das Blatt, das er dem Briefe seiner Frau beilegte, enthält Folgendes.

Schiller an Fischenich.

[Weimar, 8. November.]

Lieber Fischenich!

Nur zwei Zeilen zum herzlichen Dank für Ihre liebevolle Theilnahme an mir und an den Meinigen. Ihr Brief hat uns innigst gerührt; das ist die wahre Freundschaft, die einen im Unglück aufsucht. Gottlob, daß die Ursache Ihrer Furcht diesmal ungegründet war. Zwar war ich einige Tage sehr krank, und brauchte einige Monate zu meiner Herstellung. Nun aber befinde ich mich wieder ganz ordentlich, und sehe dem Winter ohne Furcht entgegen. Mit meiner Frau und den Kindern geht es vollkommen gut, und von dieser Seite hat mir der Himmel nichts als Freude gegeben.

Sein Sie herzlich von uns umarmt, liebster Freund. Warum können wir Sie nicht auch in einer Ihrer würdigen Thätigkeit sehen! Sind Sie denn so sehr an Ihren vaterländischen Boden gefesselt?

Ewig der Ihrige.

Schiller.

Wir haben oben gehört, daß Schiller sich von seiner Krankheit noch nicht ganz erholt hatte, als er die Huldigung der Künste schrieb. „Noch ist er sehr reizbar," schreibt seine Frau, an demselben Tage, wo er gedrängt war, diese Dichtung zu beendigen.

Gleich nach seiner Rückkehr von Jena nach Weimar hatte ihm Göthe den Antrag gemacht, ein Vorspiel zu schreiben, womit die Erbprinzessin im Theater empfangen werden sollte. „Er lehnte Anfangs," wie Frau von Wolzogen meldet, „diesen Antrag ab,

da er sich unwohl fühlte, und weil ihm diese Dichtungsart bis jetzt ziemlich fremd geblieben war. Aber Göthe's freundliches Dringen, das liebenswürdige Bild der jungen Fürstin, das er aus den Beschreibungen derer, die ihr nahe standen, aufgefaßt, und das Rührende der ganzen Situation erzeugten bald eine der schönsten Schöpfungen dieser Art, in der Huldigung der Künste".

Ach, hätte man nicht in ihn gedrungen! Bei angegriffener Gesundheit, von außen gedrängt, zu schreiben, mußte ihm verderblich werden. Wie wird er sich Zwang anthun, wie wird er wieder Kaffee, „der ermunternd auf ihn wirkte," haben trinken müssen, den er jetzt gewiß mehr als je nöthig hatte, sich in Stimmung zu setzen! Körner hatte ihn gewarnt. Am 6. August schrieb er ihm: „Wir freuen uns mit Dir, daß Du wieder einen harten Anfall überstanden hast, und daß bei der Niederkunft Deiner guten Frau zur Zeit Alles nach Wunsch gegangen ist ꝛc. Nach Allem, was Du gelitten hast, wirst Du Dich jetzt eine Zeitlang schonen müssen, und nur auf Deine Erholung zu denken haben. Eine Reise würde vielleicht wohlthätig sein; aber, wie ich von Böttiger höre, wird der Erbprinz mit seiner Gemahlin bald in Weimar erwartet, und bei seiner Ankunft wirst Du gern gegenwärtig sein wollen." *)

Es dauerte nicht lange, so kam eine neue Arbeit dieser Art, die Uebersetzung der Phädra. Göthe erzählt uns: „Schiller, durch den 30. Januar gedrängt, arbeitete fleißig an der Phädra."

Schiller mußte eilen, sie zu vollenden; am Geburtstag der Herzogin (30. Januar) sollte sie aufgeführt, vorher aber erst auf's beste eingeübt werden. Eine Arbeit, einmal übernommen, nicht auszuführen, wäre gegen seine Natur gewesen. Er setzte gleichsam seine letzten Kräfte daran, nicht zu spät damit zu kommen. In seinen Kalendernotizen lesen wir: „14. Januar wurde ich mit der Phädra fertig, nach 26 Tagen. 20. Januar: Heute Leseprobe der Phädra."

---

*) Dieser Brief fehlt im Schiller-Körner'schen Briefwechsel.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Lesen wir in jenen Notizen weiter! Nicht lange hernach meldet er: „8. Februar hatte ich in der Nacht den Fieberanfall. 11. Februar: Fieberanfall in der Nacht."

Und am 1. März schreibt seine Frau, das Herz voll Wehmuth: „Schiller wurde wieder krank; einen anhaltenden Katarrh hatte er schon längst, aber jetzt bekam er einen Anfall katarrhalischen Nervenfiebers."

Sie schreibt dies an Fischenich; und ihr Herz wird erleichtert, indem sie sich ausspricht. Hier folgt ihr Brief.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 1. März 1805.

Ich will Sie nun auch keinen Tag länger warten lassen, lieber Freund, und benutze den ersten besten Moment, den mir das Schicksal gönnt, Ihnen zu schreiben. Ich fürchtete, Sie möchten unruhig über den Empfang Ihres letzten Briefes sein können, und hätte Ihnen gern früher ein Wort nur gesagt. Aber es ließ sich nicht thun; es gab zu viel Abhaltungen, und meist traurige.

Es war ein böser Winter! Die ersten Wochen nach meinem Brief gingen in Zerstreuungen hin, die dem Herzen nicht viel Genuß gaben. Ich bin zu ernsthaft, um mich lange in der leeren unbeschäftigten Welt herumtreiben zu können. Lachen Sie nicht über meinen Ernst, lieber Sohn. So sehr mein Herz das alte ist, so sehr ich mir suche die Gefühle der frühern Jugend zu erhalten, und so heiter und muthig ich sein kann in manchen Momenten: so hat doch das Schicksal mich gebildet, seit Sie von uns sind; und der kalte Hauch des Lebens, der Wirklichkeit möchte ich sagen, hat manche Blüthen der Phantasie abgestreift. Die Sorgen um Schiller im vergangenen Jahr, meine eigene Unbehülflichkeit, mir Muth zu schaffen, kostete mir manche gewaltsame Anstrengung. Da ich kaum anfing, mich zu sammeln, kamen neue Uebel. Die größern

Kinder waren an Windblattern krank; es war unbedeutend, aber doch raubte es mir mein Gefühl von freier Thätigkeit. Zuletzt wurde die kleine liebliche Emilie sehr bedeutend krank; ich fürchtete Alles für sie. Dies dauerte drei Wochen; und nun zuletzt wurde auch Schiller wieder krank; einen anhaltenden Katarrh hatte er schon längst, aber jetzt bekam er einen Anfall katarrhalischen Nervenfiebers. Zu dem kam eine bedeutende gefährliche Krankheit von Göthe, die mir auch meine Ruhe nahm. War es in meinem eigenen Hause ruhig, so hatte ich meine Schwester zu pflegen, die auch abwechselnd krank war. So ging mir dieser Winter hin, der durch seine ungewöhnliche Kälte mich auch noch körperlich drückte. Alles war krank durch den langen bösen Winter. Ich fürchte, Sie sind auch krank, lieber Freund &c.

Daß wir Antheil an Ihnen nehmen, Sie glücklich machen möchten, wenn es in unserer Macht stände, ist uns als gar kein so großes Verdienst anzurechnen. Lieber guter Sohn! Wollte der Himmel, daß wir etwas dazu beitragen könnten! Nachgedacht haben wir indeß oft und viel, und gewünscht! Plane machen wir immer; es ist auch Schiller's ernstlicher Vorsatz, eine Reise, vielleicht einen längern Aufenthalt in einem südlichen Theil von Deutschland zu machen, seiner Gesundheit wegen. Daß da Aschaffenburg mit in unsrem Weg ist, versteht sich. Eigentlich meint Schiller, er möchte ein paar Monate in Schwaben zubringen, um die vaterländische Luft wieder einzuathmen. Frankfurt und Aschaffenburg gehören aber entweder bei der Rückreise oder Hinreise in unsren Plan. Sie sollen es immer erfahren, daß Sie Zeit hätten, die Reise zu unternehmen. Vor Mai oder Juni unternähmen wir aber in keinem Fall eine Reise. Es machte mir eine unbeschreibliche Freude, Sie wiederzusehen; auch Schiller freute sich unendlich. Ihr Brief hat ihn sehr, sehr gefreut. Es freute ihn so, sagt er, daß Sie so lebendig der vorigen Zeiten gedächten, und gern in dieser jugendlichen Epoche lebten und das Andenken daran sich so frisch erhalten hätten &c.

Sobald unser Freund über seine politische Existenz gesichert ist, hoffe ich Alles. Träten Begebenheiten ein, die Ihnen Ihre Lage zu unbequem machten, so glaube ich wohl, würde der Versuch einer Reise nicht mißlingen. Hätte es Zeit, so wäre eine einzige mündliche Unterredung mit Schiller vielleicht das beste Mittel, zum Zweck zu kommen. Wenn unser Freund Sie durch Schiller kennen lernt, und erfährt, wie edel und brav Sie sich in jeder Lage betragen, wie Sie Ihren Charakter niemals verleugnet, und immer wahr und offen ihren Weg gingen, so muß er Sie schätzen, und wünschen, daß Sie für ihn wirken möchten. Es geschehe was wolle, so würde es mich sehr glücklich machen, wenn wir Sie wiedersehen könnten, lieber treuer Freund! Das Gefühl unsrer bleibenden Freundschaft macht mich sehr glücklich.

Sie und Stein, die mir unsern Zirkel in Jena lieb machten, machen mir auch die Welt jetzt lieb: denn ich erlebe meine Freude an Beiden. Stein ist ein braver Mann geworden, der das Vertrauen und die Achtung Aller erwirbt, die unter ihm stehen; und seine Collegen schätzen seinen Fleiß und Ernst in Geschäften. Käme ich in Ihr Vaterland, so würde ich von Ihnen auch viel hören, was mich rühren und freuen würde. Dies fühl' ich, lieber Sohn!

Ihr jetziger Platz muß Ihrem moralischen Gefühl oft Schmerz geben; denn die Menschheit von der Seite sehen zu müssen, ist kein Genuß, da man ohnehin zu früh den Glauben an das Gute in der menschlichen Natur verliert. Aber Sie können viel Nutzen schaffen, manchem Unschuldigen Recht schaffen, und durch kluge Behandlung vor künftigen Fehlern schützen. Das muß Sie trösten und aufrichten.

Niethammer ist Consistorialrath in Würzburg. Ich hoffe, es soll ihm gut gehen. Er hatte immer einen braven Charakter; seine Frau, die ein sehr liebes gutes Geschöpf ist, hat ihn sehr gebildet für's Leben. Er ist mir seiner Anhänglichkeit an Schiller wegen sehr schätzbar. In seinem Umgang hat er sich nicht viel geändert; nur die übereilte Lebhaftigkeit hat er verloren ꝛc.

Sagen Sie mir bald ein Wort, wie Sie lebten diesen Winter, was der gute alte Onkel macht. Ich hoffe, er ist besser, und Sie haben die Freude, daß Ihre Sorgfalt um ihn nicht vergebens war. Ich wünschte, daß Ihre Schwester Kinder hätte. So viel Sorgen sie machen, so ist es doch ein schöner Zweck des Lebens. Leben Sie tausendmal wohl. Ich muß eilen, den Brief auf die Post zu bringen. Schiller umarmt Sie herzlich; die Brüder grüßen. Ich freue mich schon, wenn Caroline Sie sähe, wie freundlich sie Sie ansehen würde; sie ist überhaupt freundlicher gegen die Männer als gegen die Frauen. Meine Schwester grüßt Sie. Sie bleiben uns ewig lieb und werth.

L. Schiller.

Fischenich an Charlotte.

Bonn, 3. März 1805.

Meine liebe Freundin! Ich bin schon wieder in dem Falle, Ihnen eine traurige Nachricht mittheilen zu müssen. Ich schrieb Ihnen neulich, daß mein Onkel seit langer Zeit unpäßlich sei, und ahnete nicht, daß mir ein andrer Unfall bevorstünde. Kaum war er wieder hergestellt, als meine Schwester von einer Brustkrankheit überfallen ward, die den siebenten Tag ihr noch junges Leben endigte. Ich kann Ihnen nicht sagen, liebe Mutter, welchen tiefen unauslöschlichen Eindruck dieser unerwartete Tod auf mich gemacht hat; ich werde diesen Abschied, den sie einige Minuten vor Ihrem Hinscheiden von mir nahm, nie, nie vergessen; in einfachen Worten, einfach wie sie selbst war, sagte sie mit großer Resignation: „wir werden uns in der Ewigkeit wiedersehen." Diese Ergebung hatte um so mehr Verdienst, da sie mit unaussprechlicher Innigkeit hinzufügte: „Ich möchte freilich gern noch etwas leben."

So muß ich denn einen nach dem andern verlieren, der mir durch nahe Verwandtschaftsbande angehört. In Zeiten wie die gegenwärtigen, wo es der Menschen wenige gibt, an die man sich

mit Vertrauen anschließen kann, empfindet man solch einen Verlust doppelt. Wie sehr es aber unsren Schmerz lindre, wenn man sich an ein theilnehmendes Herz wenden kann, empfinde ich auch in diesem Augenblick und erkenne es dankbar. Leben Sie wohl, liebe Mutter, ich umarme Schiller und die Kinder, und bleibe unwandelbar der Ihrige.

Fischenich.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 14. März 1805.

Ihr Brief, lieber Freund, hat mich in Unruhe über Sie gebracht; und es dünkt mir unmöglich, daß ich Ihnen jetzt nichts sagen sollte, in dem Moment wo ich Sie trauernd weiß. Es ist das Einzige, was ich in dieser Entfernung thun kann, Ihnen meinen herzlichen innigen Antheil zu versichern. Wie gern möchte meine Freundschaft mehr für Sie thun können, lieber guter Sohn! — Mein Brief ist hoffentlich den 10. dieses Monats angekommen, und Sie sind beruhigt über das Schicksal des Ihrigen.

Friede sei mit dieser lieben Schwester! Ihr Tod schmerzt mich tief; ich liebte sie, ohne sie zu kennen, weil ich von Ihnen wußte, daß sie Sie liebte; und es war mir tröstlich, ein treues weibliches Wesen um Sie zu wissen; sie theilte mit Ihnen die Pflege des guten alten Onkels. Jetzt weiß ich Sie allein, ohne eine freundliche sorgliche Hand, die Ihnen selbst hülfreich wäre, wenn Sie krank sind! Dem guten Onkel auch! Armer Freund!

Dieser traurige Winter hat manches Gemüth zerknickt; er war so drückend, so angreifend. Auch ich hatte neue Sorgen; meine kleine Caroline hatte einen Anfall von Nervenfieber; sie war so weich, so reizbar, daß diese Stimmung auch mein Gemüth drückte. Jetzt ist sie besser, und spielt heute zum ersten Mal wieder in meinem Zimmer. Ich bin aber so an die Sorgen gewöhnt seit einigen Monaten, daß ich mich oft verwundert umsehe, ob es nun auch vorüber sei.

Mir wird es immer klarer, wenn ich mir Ihre Lage denke, lieber Freund, daß Sie sich nach einer Frau umsehen müssen. Haben Sie ein weibliches Wesen gefunden, das Sie glücklich machen kann, so setzen Sie sich über alle Schwierigkeiten hinweg und bieten ihr Ihre Hand an; wo nicht, so suchen Sie. Aber eine gute einfache Natur wählen Sie! Sollte ihr selbst ein wenig äußere Cultur mangeln, so wird sie Ihr Umgang, wenn sie feines Gefühl hat, bilden. Die schon gebildeten Frauenzimmer durch die Welt, durch den Ton der Zeit, sind mir die, die ich in der Vorstellung am wenigsten liebe in einer häuslichen Lage. — Wenn Sie mir die Ungewißheit Ihrer Lage entgegensetzen, so möchte ich keine andere bessere Widerlegung finden als diese Stelle aus Göthe's Hermann und Dorothea:

Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschüttrung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten, und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Uebel, und breitet es weiter und weiter.
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

Schiller meint es wie ich: Sie sollten daran ernstlich denken.

Schreiben Sie bald, wie Sie leben, was der gute Onkel macht, und Ihr Schwager. Der Tod einer so liebenden Gattin muß ihn tief schmerzen. Ach, ich kann es glauben, wie sie ungern das Leben verließ, und doch sich am Ende durch ihre Liebe selbst gefaßt zu machen suchte, um ihre Freunde nicht zu betrüben. Das Bild des Todes ist mir sehr traurig, wenn ich meine Kinder und Schiller verlassen müßte! — Jetzt in diesem Moment des Scheidens hat die gute Seele sich doch wohl mit dem Schicksal ausgesöhnt, daß es ihr keine Kinder gab! Für Sie, für ihren Mann wär' es aber doch tröstlich, wenn ein Kind von ihr Ihrer Sorge übergeben würde, und Sie sie in dem Kind noch fortleben sähen, sie noch lieben könnten.

Leben Sie wohl, theurer lieber Freund! Glauben Sie fest, daß wir Sie lieben und Antheil nehmen an allen Leiden und Freuden Ihres Lebens. Schiller umarmt Sie herzlich. Die Brüder sind wohl, und wollen auch gern fleißig sein. Sie würden sie lieben, wenn Sie sie kännten. Schreiben Sie bald, von Allem was Sie interessirt.

L. Schiller.

Wenn wir auf einen Augenblick das Datum des vorstehenden Briefes vergessen könnten, wie sollten wir eine Ahnung haben, daß der nächste die Nachricht von Schiller's Tod bringen würde! Seine Frau möchte für Fischenich sorgen; sie wünscht, daß er in Zukunft nicht so allein dastehe; Besorgniß um Schiller's „theures Haupt" lastete nicht auf ihrem Herzen; das Bild ihrer eigenen Zukunft, wo sie selbst so vereinsamt ist, stand nicht vor ihr. Sie denkt daran, wie traurig es wäre, wenn sie durch den Tod von ihren Kindern und von Schiller gerissen würde; eine Ahnung dessen, was wirklich kommen sollte, hatte sie nicht. Von Sorgen spricht sie; aber nur, weil die kleine Caroline krank war.

Als sie den vorletzten Brief zu schreiben sich hinsetzte, war wohl Anfangs ihr Herz gepreßt und ahnungsvoll; aber wie sie im Zug der Unterhaltung mit dem treuen Freunde ist, entfliehen die düstern Gedanken und Sorgen. Sie wird heiter und gesprächig; erzählt von den Kindern, macht schon Plane für ihre Zukunft, macht Plane für Fischenich, für Schiller, mit dem sie reisen will, der „ernstliche Vorsätze zu Reisen in's südliche Deutschland hat, ein paar Monate in Schwaben zubringen will, um die vaterländische Luft wieder einzuathmen;" Fischenich soll es bei Zeiten erfahren, wann er ihn in Frankfurt oder Aschaffenburg treffen kann; vor Mai oder Juni soll in keinem Fall die Reise unternommen werden.

Als der Mai kam, konnte Schiller das Haus nicht mehr verlassen; nur wenige Tage noch, und er lebte nicht mehr.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 4. Juni 1805.

Was Sie vorigen Herbst befürchteten, was mir Ihr Brief nur schonend andeutete, ist geschehen, mein lieber Sohn! — Ich habe das Schrecklichste erlebt, habe Schiller sterben sehen. Die Erde ist mir nun nichts mehr, ich finde keinen Ruhepunkt mehr; überall würde ich schrecklich fühlen, was ich entbehre, was das Schicksal mir aufgelegt hat. Daß man Muth haben muß, zu ertragen, das ist traurig! Und doch ruft mich die Liebe zu unsern Kindern mit Macht in's Leben, in's öde Leben ohne Schiller! Ich soll leben für sie, so lange ich kann; muß meine Pflicht erfüllen, wie Er, der für uns lebte. Sie waren Zeuge unsres Lebens, unsres Glücks. Dies sagt mir mein Herz, daß meine Liebe für ihn gern das Schicksal besiegt hätte, daß ich ihm gern das freudigste Loos bereitet hätte, wenn es in meiner Macht gestanden. Diese Beruhigung habe ich, daß ich gewiß Alles that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, daß er vielleicht ohne mich nicht so lange für die Welt gewirkt hätte. — Er muß unendlich gelitten haben, viel mehr als er es sagte. — Seine letzte Krankheit war für ihn nicht so ängstlich. Er war mild, ruhig gestimmt. Ich hatte ihn oft kränker gesehen. Als Sie ihn so treu pflegten, lieber Freund, war er viel kränker. Ich mußte also auch jetzt hoffen; — daß seine herrliche Natur siegen würde.

Als nach harten Krampfanfällen er endlich schlief, und ruhig, sagte ich zu meiner geliebten Schwester, ich hoffe, daß es nun besser werden würde; da ich doch allen Glauben zu seiner guten Natur habe; und Muth und Hoffnung belebten mich. — Aber was sind Hoffnungen des Lebens! In diesem Moment kam man, und rief uns in's andere Zimmer; und der Todeskrampf hatte sein Gesicht schon entstellt. Ich bemühte mich vergebens, die kalte Hand zu erwärmen; seine Blicke konnten mich nicht mehr finden. — Ich danke Gott, daß ich ungewöhnliche Hoffnung in mir hatte; wie

hätte ich sonst dies aushalten können; und tröstlich war es ihm doch gewiß, von mir in dem letzten Moment noch umgeben zu sein.*)

Als der Krampf sein Gesicht schon entstellte, als ich seinen gesunkenen Kopf auf eine bequemere Seite richten wollte, erkannte er mich; lächelte mich verklärt an, und küßte mich. Dies war das letzte deutliche Zeichen seines Bewußtseins. — Ihnen nur, mein Freund, sage ich diese Details; Sie bewahren sie in Ihrem Herzen. Die letzten Momente dieses einzigen hohen Wesens sind zu heilig; nur Menschen, die ihn liebten wie Sie, dürfen es wissen; und Sie verstehen mich. Ihnen ist das Bild des Todes nicht fremd; Sie sahen Ihre liebsten Geschwister diesen dunklen Weg gehen.

Ueber die Ungewißheit des Lebens, die Sehnsucht nach dem was man so liebt, und die Dunkelheit, die einen so schrecklich ergreift, über die Wege des Schicksals, und doch die Nothwendigkeit, es tragen zu müssen, — über alle diese Gefühle kann ich noch nicht in's Reine kommen. — Mein Leben ist nun ein ewiger Kampf der Neigung und Pflicht; die Neigung ruft mich in die dunkle Gruft, und die Pflicht für meine Kinder in's Leben.

Ihr Brief vom 10. vorigen Monats kam eben acht Tage, nachdem ich den traurigen Verlust erlitten hatte. Ihre Freundschaft ist mir auch da tröstlich gewesen. So lange ich lebe, werden Sie mir auch werth sein, lieber Sohn, und jetzt noch werther, weil Sie Schiller liebten, und ihn kannten, wie ihn Wenige kannten.

Ich soll in ein Baden gehen. Meine Mutter ist mit mir; sie hat treu ihre Pflicht als Mutter an mir erfüllt. Meine Schwester und Schwager haben sich auch mit unendlicher Treue und Liebe gezeigt. — Starke will, ich soll nach Brückenau gehen. Meine Schwester geht nach Wiesbaden; ihre Gesundheit bedarf der größten Sorgfalt und Pflege. — Ist Wiesbaden nicht weit von Bonn?

*) Hernach schrieb sie hier zwischen den Zeilen noch dies hinzu: „Es waren nur bekannte Gestalten während seiner Krankheit bei ihm."

Wenn Sie eine kleine Reise machen könnten, im Anfang Julius ist sie gewiß dort. Sie würde sich freuen, Sie zu sehen. Wenn es die Finanzen erlauben, und wir in Brückenau nicht zu viel brauchen, so könnten wir vielleicht meine Schwester abholen in Frankfurt. Ich möchte Sie wohl sehen und Ihnen Ihre Brüder zeigen, die jetzt doppelte Ansprüche auf die Liebe ihres ältern Bruders haben. Die Mädchens nimmt indeß die Griesbach in ihren schönen Garten; von den Söhnen kann ich mich nicht auf einmal trennen; und sie müssen das Bad auch brauchen, um ihre Constitution zu stärken. Von allen Kindern mich zu trennen, wäre mir nicht möglich. Ich liebe sie jetzt doppelt, weil ich ihnen die Liebe ihres Vaters ersetzen muß. So lange ich kann, werde ich ihre Pflege keiner fremden Hand überlassen, und auch über ihren Charakter wachen. Es sind aber sehr gute Kinder; ich habe nur Leichtsinn, Unachtsamkeit zu rügen, keinen Starrsinn und Bosheit. — Meine Schwester wird Ihnen auf allen Fall Nachricht geben, wenn sie in Wiesbaden ist. Wenn es sich thun läßt, so sehen Sie sie!

Wenn Sie mir bald schreiben, damit ich weiß, daß Sie wohl sind, so wird mir dies wohlthun. Ich bestelle hier auf der Post, daß man mir die Briefe schickt.

Leben Sie wohl! Ich kann Sie von unsrem Freund nicht mehr grüßen; also grüße ich Sie zweifach. Bleiben Sie gesund, und glücklich, und mein Freund, und der Freund meiner Kinder.

L. Schiller.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, 3. Oktober 1806.

Ich muß Ihnen ein Wort sagen, lieber Freund, damit Sie wissen, wie ich lebe. Viel kann ich nicht schreiben, denn es ist so vielerlei, was mich abhält. Ihre Briefe und das Bild habe ich empfangen. Ich war in Rudolstadt; deswegen schrieb ich Ihnen nicht gleich. Gedacht habe ich Ihrer oft; das Andenken

Ihrer Freundschaft gehört zu den heiligen Erinnerungen meines Lebens.

Ich habe zwei Monate in den Gegenden meiner Vaterstadt gewohnt, und mich der Natur und der Erinnerung der Vergangenheit gefreut. Schiller's Geist ward mir dort befreundet; dort lernte ich ihn kennen. Meine Jugend stand vor mir, wenn ich in den bekannten Thälern und Höhen weilte; und ich sah, wie die Nebelgeister Ossian's, herab auf die Tage, die nicht mehr sind.

Wenn die Berge wanken, die viele Menschenalter durchdauern, wie in der Schweiz geschah, warum soll der Mensch sich um ein flüchtiges Dasein so sehr bemühen! Der Geist soll aufwärts streben mit seinen Kräften, und aufwärts blicken nach Welten über uns. — Ich lebe nur noch in meinen Kindern, und die Sorge um sie läßt mich an mein eigenes Leben denken; ich bin nicht eben krank, aber angegriffen.

Ihr Andenken hat die Kinder sehr gefreut. Die Geschwister möchten den Bruder gern sehen, und ihm für das Bild danken; der Mutter macht es auch Freude. Wenn ich Ihnen eine Zeichnung von den Kindern senden könnte, so würden Sie sich über die hübschen Gesichter freuen; es ist jedes in seiner Art hübsch, und gleichen alle dem geliebten Vater; Caroline gleicht ihm am meisten. An meinem eigenen Bild würden Sie sehen, lieber Freund, daß die Jahre vergehen, und daß die Weisheit nun eintreten soll. Doch möchte ich Ihren Wunsch einmal erfüllen; denn Sie sollen mich sehen, wie ich bin. Aber am liebsten wär' es mir, Sie persönlich zu sehen.

Den 1. Oktober bin ich von Rudolstadt zurückgekommen; ich werde aber in vierzehn Tagen wieder dahin gehen, weil für meine Gesundheit dort mehr Ruhe ist, und es die gute Mutter beruhigt. Dorthin schreiben Sie mir. Sagen Sie aber „zu Rudolstadt in Thüringen"; denn es ist noch ein solcher Ort in Schlesien.

Schreiben Sie mir bald; es ist mir tröstlich, Nachrichten von meinen Freunden zu haben. Die Brüder grüßen Sie.

C. Schiller.

Sie ging nicht nach Rudolstadt. Die Stürme des Krieges kamen, und zogen sich die Saale abwärts. Nahe genug erlebte sie den Tag von Jena, 14. Oktober.

In Weimar war, wie Göthe berichtet, „Alles in voller Unruhe und Bestürzung. Die großen Charaktere waren gefaßt und entschieden; man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen. Wer sich entfernen sollte? Das war die Frage."

Fischenich an Charlotte.

Den 7. November 1806.

Ihr Brief vom 3. v. M., liebe Mutter, ist mir erst heute zugekommen. Die Ursache davon ist traurig genug. Ich hoffe, daß Sie Ihren Plan, nach Rudolstadt zu reisen, früher ausgeführt haben, als Sie selbst entschlossen schienen; denn sonst sind auch Sie Zeuge der schrecklichen Dinge gewesen, die bei und in Weimar geschehen sind. Ich bin seit einiger Zeit sehr besorgt um Sie gewesen, besonders da ich in den Zeitungen las, daß einige Gebäude in Weimar beschädigt oder gar eingeäschert worden. Ich bitte Sie, mir nur mit ein paar Worten zu sagen, daß Sie und die Kinder wohl sind.

Liebe, theure Freundin, welche blutige Scenen hat Ihr sonst friedliches Land, dieser stille, ruhige Sitz der Musen, erleben müssen! In doppelter und dreifacher Rücksicht theile ich den Schmerz seiner guten Bewohner. Diesem Lande, wo ich die schönste Zeit meines Lebens lebte, wo die Asche meines theuersten Freundes ruht, dem Sie und Ihre Familie und Ihre Kinder angehören, gehöre auch ich an. Ich war diese ganze schreckliche Zeit immer bei Euch. Die Bilder jener schönen Tage umschwebten mich, schön und lieblich wie damals, aber in das Trauerkleid der Gegenwart und der Zukunft gehüllt. Nach öffentlichen Nachrichten ist die Herzogin in Weimar geblieben, und der Kaiser hat ihr einen Besuch gemacht. Man sagt, daß sie durch ihr Fürwort von dem Lande manches Kriegsungemach abgewandt habe.

Erlauben Sie nun, daß ich von dem Gewühl der Schlachten auf mich zurückkomme. Wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre, so würde ich jetzt schon auf dem jenseitigen Rheinufer in meinem ehemaligen Beruf angestellt sein. Wahrscheinlich wird es doch nach dem Frieden geschehen. Mehr davon ein andermal! Ihrer Frau Mutter bitte ich meinen Respekt zu bezeugen, und die lieben Geschwister zu grüßen.

Adieu, liebe Mutter, leben Sie wohl!

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 30. November 1806.

Ihr Brief, lieber Freund, vom 7. ist mir auch spät genug zugekommen; doch kam er eben an, wo mir das nahe Gefühl Ihres Antheils, Ihrer Freundschaft sehr wohlthätig war. Aber dies ist es mir in jedem Moment meines Lebens gewesen, und dafür segne Sie der Genius der Freundschaft! Ich bin noch hier, und werde erst gegen das neue Jahr wohl nach Rudolstadt reisen. Ich habe Alles hier mit erlebt; ich wollte meine Freunde, mit denen ich so Vieles theilte, nicht verlassen; wohl kann es mir nirgends sein. Schon die Natur, die Erinnerungen am Ende eines Jahrs, die hoffnungsleere Aussicht einer Zukunft für mich ist mir, seit ich Alles verlor, schon schmerzlich; jetzt, da so viele trübe Bilder der Vergangenheit mein Gemüth noch mehr trüben, ist es mir, als sollte ich nur in der Einsamkeit wieder Kraft zum Leben finden; und ich tauge nicht in einen Zirkel vieler Menschen, die ich in Rudolstadt fände. Wenn die Natur wieder zum neuen Leben aufsteht, wenn das Jahr vorüber ist, wird es mir vielleicht doch leichter in meinem Gemüth. Auch meine Gesundheit bedarf Ruhe, denn ich habe auch Anfälle von Gicht, und fühle auch diese Leiden mit Ihnen, lieber, theurer Freund ꝛc. Ich habe Momente, wo ich für meine Kinder Gutes hoffe, und einer schönen Vergangenheit leben kann in der Idee; und dann bin ich auch nicht

ohne Muth und Kraft zum Leben. Aber ich kann nicht bergen, lieber Freund, daß es mir viel weher ist in meinem Gemüth, seit ich dem Kriegsschauplatz so nahe war, seit ich so viel Leiden der Menschen in der Nähe sah 2c. Ach wie viele Menschen haben trostlos auf den Bergen bei Jena ihr Leben ausgehaucht! Ich sehe immer die Gegend im Geist. Ein Spaziergang, den wir machten nach dem Rauhthal zu, wo wir auf das Saalthal herabsahen und in einem heitern Sinn über uns und unsere Freundschaft sprachen, ist mir so gegenwärtig! Ach, dort sank vielleicht der einzige Trost einer Mutter, der Freund dem Freunde, und manche Empfindung des Schmerzes sucht jetzt den Ort im Geist, wo so theure Ueberreste liegen. Ich frage mich oft, warum ich so viel schmerzliche Eindrücke aus dem Leben hinweg nehmen soll, warum mir das Schicksal der Menschheit mit all seinen Schrecken enthüllt wird, da ich nur noch in der Hoffnung einer besseren höheren Existenz die Wirklichkeit meines eigenen Schmerzes vergessen kann, und Mühe habe, in der Entbehrung dieses ewig geliebten Freundes, den auch Sie immer beweinen, mein lieber Sohn, das ruhige, gleichförmige Leben zu ertragen 2c. Ich schrieb eilig; Sie sollten nur ein Lebenszeichen haben und ich wollte für Ihr Bild danken. Ich danke Ihnen auch heut nochmals; denn es macht mir recht viel Freude, und ich denke, ich kann es Ihnen nicht oft genug sagen.

Ich habe seit dem 14. Oktober, wo ich mit meinen Kindern im Schloß Aufnahme fand, einige Wochen außer meinem Hause zugebracht, bei meiner Schwester. Fünf Tage war ich im Schloß, wo ich mich persönlich sicher fühlte, und es mir tröstlich war, Augenzeuge mancher Begebenheiten zu sein und die theure Herzogin in der Nähe zu sehen. Sie hatte mehreren Damen erlaubt, sich dahin zu flüchten. Meine Gesundheit, meine angegriffenen Nerven fordern, daß ich suche, so ruhig wie möglich zu sein, und ich bin dadurch vor manchem Schrecken bewahrt worden. Diese Fürsorge danke ich gern der Herzogin und ihrer Oberhofmeisterin, die mich

aufnahmen. Von meinen Fenstern im Schloß aus sah ich den Rückzug der Preußen und hörte das Geschütz. Ein solcher Anblick so vieler Menschen, die Alles von sich werfen, um nur weiter zu kommen, ist schrecklich. Als wir nach der Angst des Tages zu ruhen gedachten, entstand in der Nähe des Schlosses Feuer. Der Durchzug beider Heere hat unser armes Land von allen Lebensmitteln entblößt, und wir hatten nichts zu geben und beinah selbst nichts zu essen die folgenden Tage. Ich dachte bei all dieser Noth nur, wie ich meine Kinder beruhigen wollte, die der Brand ängstigte und die nie noch gewohnt waren, daß man ihnen nichts zu essen reichen konnte; zumal Emilie läßt sich noch nicht bedeuten, und jeder Wunsch, den sie äußerte, war mir schmerzlich. Ich hatte nur ein Mädchen bei mir, weil ich die beiden andern in meinem Haus lassen mußte, um die Einquartierung zu besorgen. Die eine Nacht brachten wir Alle in der Herzogin ihrem Vorzimmer zu, des Feuers wegen, denn der Flügel, wo ich wohnte, war so nah an der Straße. Das Schloß ist so prächtig und hat mir so oft durch seine elegante Anordnung wohl gemacht, weil bei aller Pracht doch Behaglichkeit ist. Aber in dieser angstvollen Nacht, wo ich nicht ruhen konnte, durchstrich ich die Zimmer mit einer solchen Gleichgültigkeit, und freute mich nur immer, wenn meine Kinder ruhig lagen. Emilie schlief auf einem großen Muff, und erwachte so freundlich, als hätte sie in dem bequemsten Bett gelegen. Kartoffeln und ein schwarzes Brod waren Alles, womit ich die Kinder einen Tag nähren konnte, denn alle Läden waren verschlossen. Den Damen, die frühmorgens in dem Zimmer der Herzogin waren, brachten die französischen Generäle, die unsere Lage fühlten, selbst ihr mitgebrachtes weißes Brod, und entzogen es sich, weil sie sahen, daß keins zu haben war.

Ich wollte, lieber Freund, Sie hätten die Herzogin sehen können; es ist die, die Sie und ich verehren, die blieb; *) die

---

*) Am Rande schrieb sie noch hinzu: „Die Herzogin-Mutter war in

mit ihrer Klugheit, Güte und Gegenwart des Geistes Alles anordnete, und immer das Rechte that, dabei so wohlwollend für Alle sorgte, daß sie selbst sogar nichts essen wollte, um niemand etwas zu entziehen. Sie hat durch ihr Fürwort viel Gutes bewirkt, und jeder, der ihr nahe kam, mußte sie achten und bewundern. Der eine Mittag, am 14., wo ein schlimmes Gerücht über das andere kam, wo ihr jüngster Sohn,*) den sie verwundet glaubte, ankam, und sie ihn, weil er seiner Pflicht folgen mußte, selbst von sich weisen mußte, war mir der schrecklichste. Alle andern schlimmen Nachrichten ertrug ich mit Fassung; aber als ich Augenzeuge dieses Auftritts war, da verlor ich alle Fassung. Sie können fühlen, was in dem Herzen einer Frau vorgehen muß, die ihr Kind einem ungewissen Schicksal entgegengehen sieht. In diesem Moment hätte ich der Herzogin zu Füßen fallen mögen, mit solch einer Rührung und Muth zugleich betrug sie sich 2c. Es ist mir, wenn ich Alles überdenke, als hätte ich viele Jahre erlebt, so eilend drängten sich die Begebenheiten. Ich kann auch mit Wahrheit sagen, daß ich an meine Existenz, meinen Besitz nicht dachte, oder sie gering achtete, denn ich erwartete zu hören, daß die Flammen meine Wohnung ergriffen; kurz alles Traurige erwartete ich. Ich dachte aber nur, wie ich meine Kinder sichern wollte. Daß ich aber diese Sorge für das Leben, die ungewisse Aussicht für meine Kinder, für Alles was mich umgab, allein trug, daß das Herz meines Freundes diese Gefühle, diese Sorge nicht kannte im Leben, dies war mein einziger Trost. Was hätte seine leicht bewegliche Phantasie nicht gelitten, die ein reines Element brauchte, um sich in ihrer Kraft zu äußern, die nur darin sich beglückt fühlte! Wie hätte der Anblick einer kurzen, aber wirklichen Noth sein

---

Kassel, und mit ihr die Prinzeß Caroline, die ihre Großmutter begleitete. Ich bin so froh, daß sie nicht hier war; denn Alles, was wir sahen, hätte sie noch tiefer gefühlt."

*) Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar.

Gemüth nicht verwundet! Aber dies weiß ich auch, daß er mit Muth und Würde gehandelt hätte. Jeder gebildete Franzose hätte sein Eigenthum wie seine Existenz beschützt und bewacht.

Den 1. December. Ich sehe, lieber Freund, daß ich einen sehr langen Brief schon geschrieben habe, und will ihn schließen, so viel ich Ihnen noch zu sagen hätte. Vor allen Dingen schreiben Sie mir bald, und sagen mir Ihre Plane für die Zukunft näher. Mag Alles, was Sie unternehmen möchten, Ihnen gelingen! Solche Menschen, wie Sie, sind überall für das Gute am rechten Platz; und Gutes wirken Sie durch Ihren schönen Willen, wo Sie sind. Ich freue mich eben so sehr Ihres Wirkens als Ihrer Freundschaft; denn eben weil Sie gut sind, geben Sie mir die beste Freude des Lebens und erhalten in meinem Gemüth den Glauben an das Gute, welcher dem Herzen nothwendig ist. Unsere Freundschaft, die meinem Herzen nach zu urtheilen, nicht für eine Existenz allein ist, ist mir ein süßes Gefühl; und auch wenn Sie es nicht sagen, gibt mir der Gedanke, daß Sie mit mir Alles theilen, Trost. Möchte Sie das Schicksal in meine Nähe bringen können! Ihre Freundschaft würde mir manchen Trost geben. Wenn ich das Ungewisse des menschlichen Treibens und Hoffens recht lebendig fühle, so wird die Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, lieber Sohn, zuweilen recht schmerzlich lebhaft. Wie viele Menschen mußte ich schon wiedersehen, die mich nicht freuten, und Sie, den ich so gern sähe, sehe ich nicht! Haben Sie Dank für alles Gute, was Ihr Antheil mir auch schon in der Entfernung gewährte. Ich möchte, Sie könnten meine Kinder sehen &c. Schreiben Sie bald wieder. Es thut mir wohl.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 28. April 1807.

Ich kann's nicht länger anstehen lassen, Sie, lieber Freund, zu fragen, ob Sie uns ganz vergessen haben. Seit dem Dezember

oder gar Ende November habe ich Ihnen einen langen Brief geschrieben, Ihnen ausführlich Nachricht gegeben über Alles, was ich seit diesem vergangenen Herbst erlebt, und was meinen kleinen Familienkreis angeht. Sie wissen wohl, daß die größern Begebenheiten des Lebens ein Herz, das den tiefsten Schmerz, den es empfinden konnte, erlitten, nicht mehr so tief rühren können, als wenn man mitten im Glück an die Uebel des Lebens gemahnt wird. Es ist eine so ängstliche Zeit! Wo das unausweichbare Schicksal des Krieges nicht die Verhältnisse auflöst, da löst sie die Hand des Freundes, der uns Allen einst erscheinen wird. Man ist besorgt um das, was einem noch auf der Welt lieb ist; und der Kreis meiner Freunde wird immer enger. Sie müßten nicht wissen, wie werth Sie mir sind, wenn Sie nicht glauben könnten, daß mir Ihre Briefe, die Nachrichten Ihres Wohlseins lieb sind, und daß mich Ihr zu langes Schweigen beunruhigt. Sagen Sie mir nur ein Wort, lieber Sohn! Ich baue so fest auf Ihre Freundschaft, daß ich, so sehr ich weiß, wie Sie bei Ihren übrigen schönen und guten Eigenschaften doch kein treuer Correspondent sind, gleichwohl Ihrer Freundschaft zutraue, Sie würden mich nicht vorsätzlich so lang auf Nachrichten von sich warten lassen. Und fürchte eben deswegen, Sie könnten durch Krankheit abgehalten sein, mir zu schreiben. Die erste beste Stunde legen Sie, bitte ich, Ihre ernste strenge Geschäftsmiene ab, und sagen mir nur ein Wort, daß Sie gesund sind ꝛc. Dieser Winter war durch die veränderliche Witterung nicht günstig, und man konnte sich nicht erholen ꝛc. Der Tod der guten Herzogin Mutter hat schmerzlich alle Wunden meines eigenen Herzens aufgerissen. Sie hatte dieselbe Art Auflösung wie unser verewigter Freund; sie schied nur noch ruhiger und bei hellerem Bewußtsein in den letzten Stunden aus dem Leben. Sie war unserer gesellschaftlichen Existenz so interessant, sie duldete Alles freundlich neben sich, und ließ Alles in völliger Freiheit neben sich existiren. Wir werden sie immer vermissen! Der arme alte Wieland steht ganz isolirt.

Er hat eine gute Familie um sich, und seine Töchter und sein Schwiegersohn hier suchen Alles auf, ihm sein Haus annehmlich zu machen. Aber die lange Gewohnheit des Umgangs und die Art von feinem, schonendem Umgang, dessen er sich freute, wird er doch nicht leicht missen können.

Wenn Sie mir schreiben, so sagen Sie mir nur ein Wort, was Sie dieses Jahr für Plane haben. Es ist mir eine freundliche Aussicht, vielleicht den Herbst nach Heidelberg zu reisen; wenn der Krieg feste Plane zu machen erlaubte, so könnte ich es als bestimmt annehmen. Da ist nun mein Wunsch, daß Sie nach Frankfurt kommen möchten oder Heidelberg. Lieber Freund, wie wehmüthig freudig würde es mir sein, Sie in diesem Leben, das mir Ihre Freundschaft oft freundlich macht, auch noch wieder zu sehen. Ich muß diesen Sommer Brunnen trinken, jetzt Kräuter, und so werden einige Monate vergehen; wenn man Plane machen kann, so reiste ich gegen den September nach Heidelberg und brächte dort die Weinlese zu. Die Vossische Familie, die Sie gewiß auch interessiren würde, ist mir gar erfreulich; der jüngere Voß, Professor in Heidelberg, ist ein warmer sorgsamer Freund meiner Kinder &c. Sie würden es nicht bereuen, diesen glücklichen Familienzirkel aufgesucht zu haben &c. Professor Thibaut würde Sie auch interessiren. Schiller fand immer, daß er Aehnlichkeit mit Ihnen hätte. Er mag sie auch haben, denn es ist ihm Ernst um Wissenschaft und um das Gute, wie Ihnen. Aber er hat nicht das Milde, und ich für mich könnte ihm nicht so vertrauen, wie ich Ihnen vertraue &c.

Leben Sie wohl, theurer lieber Freund! Lassen Sie sich mahnen, mir bald zu sagen, daß Sie gesund sind. Daß Sie unser denken und mit freundlichem Herzen, daran möchte ich nicht zweifeln.

C. v. Schiller.

Fischenich an Charlotte.

Bonn, 13. August 1807.

Theuerste Freundin! Ich habe Ihnen vor einigen Monaten geschrieben; aber bisher keine Antwort erhalten. Da ich Ihre Pünktlichkeit im Antworten kenne, so macht mich dieses lange Stillschweigen besorgt. Sie sind doch nicht krank? Der Himmel wolle dies verhüten! Ich bitte Sie, liebe Mutter, mir nur mit ein paar Worten zu sagen, daß Sie wohl sind, und ob mein Brief angekommen.

Ich habe bisher immer an Halsweh gelitten, und überhaupt dieses Jahr mehr als seit einigen Jahren gekränkelt. Die Hitze ist hier fast unerträglich, und die Dürre hat einen verderblichen Grad erreicht. Alles sehnt sich nach erquickendem Regen.

Vor einigen Tagen ist der Fürst Primas durch Bonn nach Paris gereist; er hat sich einen halben Tag hier aufgehalten. Wenn ich dies gewußt hätte, so würde ich um die Erlaubniß gebeten haben, ihm aufwarten zu dürfen. Sollte er bei seiner Rückreise wieder diesen Weg nehmen, und ein paar Stunden hier verweilen, so werde ich so frei sein, demselben mich vorzustellen. Was dann der Hauptgegenstand unsrer Unterhaltung sein wird, können Sie leicht erachten ꝛc.

Leben Sie wohl, liebste theuerste Freundin, beruhigen Sie mich bald durch ein paar Zeilen, und küssen Sie die Geschwister im Namen des Bruders.

Ewig der Ihrige.

Fischenich.

Charlotte an Fischenich.

Rudolstadt, den 6. September 1807.

Lieber Freund! Ich danke Ihnen herzlich für Ihren lieben Brief; und eile, Ihnen zu antworten, daß ich nicht krank, und daß mich eigentlich keine bestimmte Ursache abhielt, Ihnen zu schreiben;

sondern erstlich die ermattende Hitze, die mich nur vegetiren ließ, und dann meine gewohnte Bequemlichkeit, die ich hier vermisse, machten, daß ich es immer aufschob. Und so wurde es endlich länger, als ich es jetzt wünsche; denn es ist mir leid, wenn Sie unruhig über mich sein können, mein theurer, lieber Freund. Auch ich habe recht oft sehnlich gewünscht, von Ihnen zu hören, und der Hoffnung, Sie vielleicht zu sehen, ungern entsagt. Daß Sie aber uns nur in Frankfurt sehen wollten, und nicht länger mit uns hätten sein können als einige Tage, dies hat den Wunsch, diese Reise auszuführen, sehr geschwächt. Jetzt habe ich ihn ganz aufgegeben; denn die Hitze hat mich recht abgespannt, und eine Art melancholischer Gleichgültigkeit in mir hervorgebracht, die das Streben nach fremden neuen Gegenständen ganz unterdrückt hat. Ich gestehe, schon der Aufenthalt hier, die Entfernung von dem Platz, der all mein Glück bewahrt, gibt mir eine ernste melancholische Stimmung. Ich bin nicht mehr zur Freude da; und jede neue Ansicht der Welt und der Dinge läßt mich immer die Wunden, die mir das Schicksal schlug, tiefer und schmerzlicher wieder fühlen. Wie die Welt ist und mir vorkommt, ist sie gar nicht erfreulich, und nirgend Ruhe und Freude zu finden. Daher ist's besser, den Platz nicht zu verändern, wenn einem die Pflicht es nicht gebietet. Ihre Freundschaft, lieber Sohn, knüpft sich an die heiligsten Gefühle meines Herzens an; und wenn ich Sie wiedersehen könnte, so würde ich mit Ihnen in einer schönern Vergangenheit leben können, und es würde mir ein Trost sein. Aber für die Gegenwart würde ich Ihnen wenig sein können; und dies tröstet mich für die jetzt verschwundenen Aussichten, Sie wieder zu sehen. Ich hoffe zwar von Ihrer Freundschaft, daß Sie mich nicht verändert im Wesentlichen finden würden, und daß wir eben so gern zusammen wären als ehemals. Aber in manchen Fällen soll man lieber nicht wünschen, sich wiederzusehen, um die freundlichen Phantasien der Vergangenheit nicht zu entbehren. Sie würden sich freuen, meine Kinder, das Bild Ihres Freundes, wiederzusehen; und ich tröste

mich wohl damit, daß Sie in den Kindern finden würden, was Sie vielleicht in der Mutter nicht wieder fänden &c. Eigentlich sähe ich Sie am liebsten bei mir, unter meinen Kindern wieder. Wenn ich reise, so können doch nur zwei mich begleiten; und dies wären, so lange sie bei mir sind, die Söhne. Die Töchter möchte ich Ihnen aber auch zeigen können; und die kleine lustige eigensinnige Emilie würde Sie nicht bereuen lassen, ihre Bekanntschaft gesucht zu haben. Auch Caroline ist kein unbedeutendes Kind; ihre Lebhaftigkeit ist mir, die ich ewig die Ruhe lieben werde, wohl zuweilen beschwerlich; aber sie hat viel Anlagen &c.

Eben erhielt ich einen Brief von dem ältesten Sohn von Voß, der Professor in Heidelberg ist. Er schreibt mir, wenn seine Aerzte es erlauben, so würde er eine Rheinreise machen in den Ferien. Er wird Sie aufsuchen, Ihnen von mir und meinen Kindern erzählen. Er hat uns seit vorigen November nicht gesehen; aber er kann Ihnen Vieles erzählen; er weiß, wie lieb Sie uns sind. Er würde Ihnen auch von den Fähigkeiten der Knaben sprechen können. Ich habe jetzt einen vortrefflichen Lehrer,*) der außerordentliche Talente zum Unterricht hat. Es ist ein Freund von Voß, ein Schulfreund; er hat dieselben gründlichen Kenntnisse in den alten Sprachen, aber dabei eine Gewandtheit im Leben und eine gesellschaftliche Bildung, die mir ihn sehr werth macht &c.

Mein Schwager und meine Schwester sind auf dem Wege nach Paris. Sie haben mir Ihren Sohn hier gelassen, den ich recht am Herzen trage. Meine Schwester hat unsern Freund in Frankfurt gesehen; und jetzt sieht sie ihn auch dort. Wenn ihn die allgemeinen Angelegenheiten nicht zu sehr beschäftigen, so denkt sie gewiß an meinen Plan, der mir auch seinetwegen sehr am Herzen läge. Wie viel könnte eine reine kräftige Natur, an die er sich lehnen kann, Gutes wirken! Suchen Sie unsren Freund ja auf, wenn er wieder diesen Weg nimmt. Wo möglich, soll er

*) Ukert aus Eutin.

vorbereitet werden; aber wo nicht, so würden Sie in einer Stunde Ihre Wünsche leicht aussprechen, und er würde Sie verstehen. Sein Geist ist immer für die edle Erscheinung einer reinen Natur empfänglich; und es würde ihn freuen und ihm wohlthun.

Ich bitte Sie, schreiben Sie mir bald wieder; spätestens in drei Wochen bin ich wieder in Weimar. Wenn Sie nur in unsren Fichtenwäldern hier sich Schatten suchen könnten! Leben Sie wohl, recht herzlich wohl. Die Brüder und Schwestern grüßen. Gott erhalte Sie, lieber Freund!

C. S.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 21. Oktober 1808.

Ich muß nur wissen, wie Sie leben, lieber Freund, und ob Sie gar nichts mehr von sich hören lassen wollen in der Welt. Diese sichere Gelegenheit kann ich nicht unbenutzt lassen. Die Freundin, die Ihnen diese Zeilen bringt, ist keine alte Bekanntschaft; aber sie ist mir durch den Antheil, den ich an ihr nehme, durch ihr eigenes edles Wesen, durch ihre Leiden, durch die Aehnlichkeit unsrer Schmerzen so lieb, als kännte ich sie seit Jahren. Frau von Morgen ist erst seit wenigen Monaten in Weimar. Da verlor sie ihren Mann, der der Trost ihres Lebens war. Ich kannte sie da noch nicht selbst, aber ich litt in dieser traurigen Periode ihres Lebens mit ihr. Jeder Schmerz hallt in meinem Herzen tiefer nach als der Ton der Freude. Auch derselbe Monat entriß ihr den Trost des Lebens wie mir. Jetzt reist sie in verwickelten Geschäften nach Holland; sie wird Ihnen davon erzählen, und Sie können ihr vielleicht durch guten Rath nützlich werden; und dies wird Ihnen gewiß Freude geben. Sie verdient es so sehr, daß man etwas ihr Ersprießliches thue; und Sie selbst, mein lieber Freund, finden auch Freude im Wirken für Andre. So kannt' ich Sie immer, und so werden Sie noch sein.

Warum lassen Sie aber gar nichts von sich hören? Seit dem Dezember voriges Jahr schrieb ich Ihnen den letzten Brief, und immer schweigen Sie. Sie sind doch nicht krank? Daß Sie immer in meinem Andenken leben werden, darf ich Ihnen nicht erst wieder sagen. Wie ich am liebsten in der heiligen Erinnerung meines verschwundenen Glücks lebe, und darin auch eigentlich nur noch mich an's Leben gehalten fühle, so gehören Schiller's Freunde mit zu dem Andenken an ihn 2c. Meine Kinder sind mir noch Trost. Aber kann ich sie als ein Bleibendes für mich betrachten? Sie müssen der Welt folgen, zu der sie gehören. Und kann ich sie nicht noch gar beweinen müssen?

Carl ist nun konfirmirt worden, im Juni, und hat sich ernst und mit Fassung betragen; er ist sehr gutmüthig und verständig. Ernst ist oft kränklich und hat auch jetzt den Husten 2c. Die Mädchen sind wohl, und gehen ihren Weg fort. Alle möchten von dem ältesten Bruder nicht vergessen werden. Nur ein Wort sagen Sie mir bald, lieber Freund, daß Sie wohl sind. Eine Stelle in Ihrem Brief vom vorigen Jahr quält mich oft, wo Sie sagen, Sie wären seit einiger Zeit kränklicher. Mir geht es leidlich mit meiner Gesundheit; ich habe mich auf einem Eisenhammer in Ilmenau gebadet diesen Sommer, und es hat mir wohlgethan. Der Himmel segne Sie!

Charlotte Schiller.

Fischenich an Charlotte.

Ich habe den Wohlstand vielleicht beleidigt, liebe Freundin, aber unsrer Freundschaft konnte mein langes Stillschweigen nichts anhaben; denn sie ist nicht von dieser Zeit. Ich fühle es freilich tief, wie schonend Sie mit mir umgehen; aber ich erkenne Sie ganz in dieser mütterlichen Züchtigung, wodurch Sie mich immer am empfindlichsten strafen.

Die Ursache aber, warum ich so lange nichts von mir hören

ließ, ist leider, weil meine Gesundheit seit fast einem Jahr höchst mißlich war ꝛc. Manche unangenehme Vorfälle kamen dazu, die um so empfindlicher auf mich wirkten, weil ich äußerst empfänglich und reizbar war. Erst seit kurzem habe ich wieder das Gefühl von Gesundheit, und ich erhole mich allmälig. Ich würde Ihnen dies ehestens gemeldet haben, wenn Sie mir durch Ihren Brief nicht zuvorgekommen wären.

Diesen habe ich auf der Post über Mainz erhalten. Ob die Frau von Morgen ihren Reiseplan geändert hat, oder noch über Bonn kommen wird, weiß ich nicht. Daß es mir Vergnügen machen würde, ihr nützlich sein zu können, darf ich wohl nicht erst sagen.

Sie haben vor kurzem merkwürdige Tage erlebt, liebe Freundin. Sie haben die zwei mächtigsten Fürsten von Europa und ein ganzes Parterre von Königen und Großen gesehen. Möchten die Verhandlungen, die in ihrer Nähe vor sich gingen, und die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregten, zum Besten dieser Welt gedeihen! Die beiden Monarchen sind besonders gnädig gegen Göthe und Wieland gewesen. Ich bitte Sie, liebe Mutter, mir eine und andere Merkwürdigkeit, wovon vielleicht in öffentlichen Blättern nichts vorkommt, mitzutheilen.

Welch eine reiche Quelle von Freuden sind Ihnen die Kinder, liebe Mutter! Groß und unersetzlich ist Ihr Verlust; aber es ist Ihnen viel geblieben. Denken Sie an mich, liebe Freundin! Bis auf wenige Ausnahmen bin ich mir allein nur geblieben, nicht zu gedenken, was ich an Glücksgütern und schönen Aussichten verlor. Ein nicht zu verschmerzender Verlust, worauf ich immer zurückkomme, ist es, daß ich durch die Zeitumstände aus der Sphäre meines eigentlichen Berufs geworfen worden, und nun die bodenlosen Fässer der Danaiden füllen muß. Aber auch mir ist ein großes Glück geblieben, theuerste unvergeßliche Freundin! Ich weiß es zu würdigen, besonders in einem Zeitpunkt, da bei der unnatürlichen Vermischung der Völker und ungeachtet des rastlosen Verkehrs der

Menschen diese sich doch immer fremder werden. So viele Jahre sind dahin, daß mein Glücksstern mich zu Ihnen führte; aber alle Zeit wird vernichtet in dem Andenken an Jena; dieser heitere schöne Punkt in meinem Leben!

Erlauben Sie mir noch eine Frage. Wüßten Sie nicht ein Frauenzimmer, die zur Gouvernante (im bessern höhern Sinn des Worts) für die Tochter eines hiesigen Edelmannes geschickt wäre? Ich bin dabei sehr interessirt, indem ich die verstorbene Mutter sehr schätzte, der Vater mein Freund ist, und ich Vormund des Kindes bin. Es ist beinah vier Jahre alt, ein liebliches Geschöpf, das schöne Anlagen hat. Die Bedingungen sind sehr vortheilhaft, womit ich Sie näher bekannt machen könnte. Nächstens sage ich Ihnen mehr, liebe Mutter. Ich denke Ihrer und der Kinder oft; in dem Andenken der letztern möchte ich auch gern leben. Es macht mir viel Freude, wenn Sie mir von ihnen erzählen.

Den 18. November 1808.

Der Ihrige.

Fischenich.

Ueber die „merkwürdigen Tage“, von denen Fischenich schreibt, erhielt er von Charlotte keine Mittheilungen. Auch Göthe gibt uns wenig Auskunft über Napoleon's Aufenthalt in Weimar. Er schreibt: „Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Congreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte.“ Weiter sagt er uns nichts.

Aber wir haben andere Nachrichten. Daß Napoleon Göthe und Wieland auszeichnete, lasen wir eben in Fischenich's Brief. Als er mit ihnen sprach, hatte er sich vorher ihre Werke angeben lassen. Im Schloß empfing ihn die Herzogin. Mehr oder weniger freundlich unterhielt er sich mit mancher von den Damen, die um sie versammelt waren. Aber als er in die Nähe von Schiller's

Wittwe kam, die ihm bezeichnet worden war, redete er sie nicht an. Er ging an ihr vorüber, sah sie, den Kopf zurückwerfend, von der Seite an, nicht mit freundlichem Blick. Sie aber ertrug gelassen, unerschrocken das ungnädige Anschauen; sie wußte wohl, wem es galt. Welches Banner Schiller getragen, war dem Despoten bekannt genug.

Fischenich an Charlotte.

Bonn, den 28. Jänner 1809.

Theuerste Freundin! Ich bin unruhig, daß ich bisher keine Antwort auf meinen Brief vom November erhalten habe. Ich bin weit entfernt, mich darüber zu beklagen; aber da Sie gewöhnlich so gefällig sind, sehr bald zu antworten, so ängstigt mich der Gedanke, es könnte eine Krankheit oder sonst ein Unfall die Ursache der Verzögerung sein. Ich bitte Sie daher, mich nur durch ein paar Zeilen zu beruhigen 2c.

Ich war so frei Sie zu fragen, ob Sie nicht ein Frauenzimmer kännten, dem man die Erziehung einer Tochter eines hiesigen Edelmannes anvertrauen könnte. Die nähern Verhältnisse sind diese. Der Graf von Belderbusch von hier hat eine Tochter von vier und einen Sohn von drei Jahren, die vor mehr als einem Jahr das Unglück hatten, ihre Mutter zu verlieren. Er wünscht, ein Frauenzimmer zu finden, die so viel möglich die Stelle der Mutter vertreten könnte, ein Frauenzimmer von guter Erziehung, von einfachem reinen Gemüth, worauf man mehr als auf Kenntnisse sehen würde; denn der Unterricht läßt sich durch Lehrer ersetzen. Die Erzieherin müßte daher auch die Erziehung des Sohnes so lange übernehmen, als diese zweckmäßiger in den Händen der Mutter unter der Aufsicht des Vaters bleibt. Nachher würde für den Sohn ein eigener Informator gehalten werden. Deutsch und französisch müßte sie reden und schreiben können.

Die Bedingungen sind außer der Tafel, Wohnung, Bedienung

und Wäsche zwölfhundert Francs jährlich. Man würde keinen Anstand nehmen, diese Summe zu erhöhen, wenn die Person die verlangten Eigenschaften in einem vorzüglichen Grade vereinigte. Sie würden mich sehr verbinden, liebe Mutter, wenn sie behülflich sein könnten, daß die Kinder, die wirklich schöne Anlagen zeigen, in gute Hände kämen. Ich habe Ihnen neulich die Ursachen gesagt, warum ich hieran so viel Interesse nehme. Der Graf sucht schon seit einem Jahr vergebens; ich sagte ihm endlich, daß ich mich an Sie wende würde; er war darüber sehr erfreut, und hat seitdem alle Anträge abgelehnt. Wenn Sie selbst kein Frauenzimmer kennen, die Sie für diese allerdings schwierige Aufgabe fähig halten, so wird es Ihnen vielleicht durch Hülfe der Frau von Wolzogen, der ich meinen Respekt zu melden bitte, oder durch einen Ihrer Freunde gelingen, eine fähige Person ausfindig zu machen 2c. Sagen Sie mir doch bald, daß Sie und die Ihrigen wohl sind, und ob Sie meinen Brief erhalten haben.

Der Ihrige.

Fischenich.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 23. Februar 1809.

Es war mir recht überraschend, lieber Freund, daß Sie sich auch einmal über meine Saumseligkeit im Schreiben beklagen. Eigentlich aber wollte ich auch erst den mir angekündigten Brief erwarten, der sich auch verspätete, ehe ich Ihnen Nachricht gäbe. Ich bin nicht müßig gewesen in meinen Nachforschungen wegen der Stelle einer Gouvernante; ich fühle, wie gut sie besetzt werden sollte. Aber eben weil das Gemüth die erste Bedingung ist, ist dieser Auftrag auch um so schwieriger. Da ich meine Kinder über Alles liebe, fühle ich am tiefsten, wie schwer es ist, fremde Liebe zu finden; und ich ehre die Person, die einer reinen Aufopferung ihres Wesens fähig ist, um in Andern zu leben, in fremden Kindern zu leben,

gewiß als eine hohe Erscheinung. Aber in diesem Zeitalter des Egoismus, wo die stille Tugend immer mehr vor dem wilden Treiben der menschlichen Leidenschaften in den Hintergrund gestellt wird, wo so selten reiner Wille in den Handlungen der Menschen erscheint, ist es noch viel schwerer, an das Gute zu glauben, und schwer zu beurtheilen, wo es sein mag.

Also nehme ich es nicht gern leicht, und indem ich wählen möchte, drängen sich wieder Zweifel auf. Ich sage Ihnen dies Alles, damit Sie sehen, daß ich nicht leicht zufrieden bin bei einer solchen Wahl. Zwei Fragen erlauben Sie mir zu thun. Ist es so wesentlich nöthig, daß die Gouvernante französisch spricht? Dies ist gerade unter den Frauenzimmern, die durch häusliche, liebenswürdige Eigenschaften zu dieser Stelle tauglich wären, und die so erzogen sind, daß ihr Gemüth rein ausgebildet ist, selten. Es gibt viele Städte, wo es doch nur an den Höfen üblich ist, daß man französisch lernt. Doch weiß ich nicht, ob ich mich nicht irre; aber das ließe sich bei Ihnen vielleicht am ersten ersetzen, da diese Sprache zu Ihrer Landessprache geworden.

Dann sagen Sie mir aufrichtig, ob es dem Herrn Grafen nicht unangenehm wäre, wenn sich ein Fräulein fände zu dieser Stelle. Die Ereignisse der Zeit haben so viel Veränderungen in Familienverhältnissen hervorgebracht, daß manche Familie sich freuen würde, eine Tochter so anzubringen, und eben der Adel jetzt hat gelernt, falschen Ansprüchen zu entsagen, weil so viele Mittel verändert worden, die zur Existenz nöthig sind. Ich kenne schon eine Familie, und gar zwei, wo die Töchter gern nützlich wären in der Gesellschaft, und mit guter sorgfältiger moralischer Bildung versehen, zu einer solchen Laufbahn ihre Kräfte gern aufbieten würden.

Sagen Sie mir, so bald als möglich, Ihre Meinung darüber. Daß ich mit Freuden den Auftrag übernehme, fühlen Sie, da Sie wissen, daß meine Freundschaft für Sie gern thätig sein möchte; auch fühle ich mich durch das Vertrauen des Hrn. Grafen sehr geehrt. Und dann sind die Kinder mir, schon als Kinder ohne

Mutter, ein großes Motiv, allen meinen guten Willen zu einer solchen Wahl aufzubieten.

Habe ich Ihnen schon einmal gesagt, daß unser guter Freund in Schlesien seine Frau verloren hat? Eine junge Frau von 25 Jahren; er hat drei Kinder, für die er nun Sorge tragen muß. So recht eigentlich lieb hatte er sie nicht, unter uns gesagt; ich habe mich ordentlich entsetzt, daß er neulich seiner Mutter schrieb, er fühle sich so isolirt, entweder müsse er heirathen, einen Dienst wieder annehmen oder reisen. Das ist so Alles in eine Reihe gestellt! Die Frau hatte manche kleine Eigenheiten, die sie für Fremde nicht bedeutend machten; aber sie liebte die Kinder sehr, und sorgte unaussprechlich für sie, wohl gar zuweilen auf Unkosten des Mannes; wie das zuweilen geschieht, daß das Gemüth nicht jede Liebe zu trennen vermag ꝛc. Als ein recht guter Vater sollte er jetzt die Kinder ganz erziehen und mit der guten Erzieherin, die er hat, die seine Frau ihm erzog, die Sorgen theilen.

Ich freue mich, daß Sie in Ihrem Brief nicht über Ihre Gesundheit klagen. Sie haben also doch den kalten Winter, hoffe ich, nicht so viel gelitten. Ich bin auch von den Rheumatismen ziemlich frei geblieben ꝛc. Meine Kinder sind auch wohl; mein Ernst macht mir diesen Winter keine Sorge. Sie würden sich recht über ihn freuen; er hat wunderbare Aehnlichkeiten mit seinem geliebten Vater, seine Mienen, seine Stellungen. Er hat auch eine eigene produktive Natur ꝛc. Karl geht den äußern Erscheinungen der Welt nach, hat aber nicht weniger schnelle Fassungskräfte ꝛc. Jetzt sind mir meine jüngern Söhne schon eine Gesellschaft; und indem ich Antheil an ihren Ansichten nehme, lerne ich auch noch mit ihnen Manches.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Meine Schwester grüßt Sie; Sie leben in unserm Andenken fort, obgleich die Zeit das Andenken nicht auffrischt. Aber die Freundschaft ist nicht für *eine* Zeit nur!

Dieses Frühjahr wird die Reinholdische Familie den guten

alten Wieland besuchen. Daß ich so Vieles wiedersehe, und manchen Freund, den ich so gern wiedersähe, nicht, schmerzt mich zuweilen.

C. Schiller.

Fischenich an Charlotte.

Bonn, 10. März 1809.

Es würde mir wehe thun, liebe Freundin, wenn Sie im Ernste glauben könnten, ich hätte mich über die Verzögerung der Antwort auf meinen letzten Brief beklagen wollen ꝛc. Den Grafen hat das Interesse, welches Sie an seinen Kindern nehmen, sehr gerührt. Er hat mir aufgetragen, Ihnen auf's verbindlichste zu danken. Ich wußte es wohl, daß ich schon um der mutterlosen Kinder willen keine Fehlbitte thun würde; ich sehe aber auch die Schwierigkeiten des Auftrags sehr wohl ein ꝛc. Was sind einige fragmentarische Kenntnisse in der Botanik, Zoologie, Astronomie u. s. w., wenn es an der ersten Bedingung, einem reinen empfänglichen Herz fehlt, ohne welches man von jenen Fächern nichts begreift und nichts versteht, wenn man auch etwas weiß. Ein Frauenzimmer von Gemüth und richtigem klaren Verstande wird sich bald von jenen sieben Sachen so viel eigen machen, als es für Kinder in einem gewissen Alter bedarf, bei denen eigentliches Lernen gar nicht Zweck, wenigstens nicht Hauptzweck ist. Wenn eine Mutter im Kreise ihrer Kinder auf den gestirnten Himmel zeigt, und ein paar gemüthliche Worte von dem Vater über dem Sternenzelt spricht, so wird dies einen tiefern Eindruck auf das Gemüth der Kinder machen, als wenn eine gelehrte Gouvernante von Jupiter und seinen Trabanten, vom Saturn und seinem Ringe, von der Milchstraße u. s. w. unverständliche Dinge aus dem Gedächtniß hersagt, und durch verlegene Antworten auf die verständigern Fragen der Kinder Nebenbegriffe veranlaßt, die oft in spätern Jahren die Ansicht des Höchsten und Größten so klein und schielend machen. Ich wenigstens

danke es meiner Mutter, daß sie mich, anstatt mich mit Sitten- und Religionslehre (die man eben so treibt wie die s. g. Naturlehre) zu quälen, das Vater unser beten lehrte. Unvergeßlich wird es mir bleiben, wie sie die ersten Worte sprach, und ich darf versichern, daß mit diesen Worten gleichsam eine neue Welt in mir aufging.

Den 26. April. Ehe ich diese Zeilen wegen einem dazwischen gekommenen Hinderniß, wie Sie bald hören werden, schließen und abschicken konnte, erhielt ich Ihren Brief vom 16. März, den ich aus demselben Grunde nicht gleich beantworten konnte. Wie sehr, liebe Freundin, muß ich Ihnen von neuem in meinem und des Grafen Namen für Ihre Theilnahme an dem Wohl der Kinder danken! Nach den Briefen der Madame D. zu urtheilen, und besonders nach dem, was Hr. Rath Völkel von ihr sagt, würde der Graf kein Bedenken tragen, ihr die Erziehung seiner Kinder anzuvertrauen. Doch sind wir beide mehr für das Fräulein von Ihrer Bekanntschaft gestimmt, von welcher Sie aus eigener Erfahrung mit gänzlicher Bestimmtheit so viel Treffliches sagen. Sie scheint die Talente, die zur eigentlichen Erziehung nothwendig sind, in einem hohen Grade zu vereinigen. Eine solche Persönlichkeit findet sich nicht leicht, der Unterricht aber läßt sich in Allem eher ersetzen; und da, wie ich voraussetze, das Fräulein noch in einem Alter ist, wo sie sich mit Hülfe Andrer die nöthigsten Kenntnisse aneignen kann, so würde für die Bildung der Kinder auf's beste gesorgt sein. Ich bitte Sie daher, liebe Mutter, Ihre Freundin zu sondiren, ob sie sich wohl entschließen könne, die Erziehung je eher je lieber zu übernehmen. Zu diesem Ende muß ich Ihnen noch ein und andres theils über die Individualität des Grafen, theils über einige Bedingungen und Umstände sagen.

Der Graf, ohngefähr 50 Jahre alt, ist ein durchaus rechtschaffener und edler Mann; doch hat er denjenigen Fehler, der den meisten Männern mehr oder weniger eigen ist, er braust leicht auf, und kann in Anfällen unglücklicher Laune wohl wehe thun; er sieht

dies aber bald ein, und sucht es auf jede Art wieder gut zu machen. Er hat mit seiner Frau sehr glücklich gelebt; und obgleich sie bürgerlicher Herkunft war, so hätte doch sein Betragen gegen sie nicht anders sein können, wenn sie eine Fürstin gewesen wäre. Sie hatte aber auch eine sehr feine Bildung, sie war gut und klug. Das Fräulein darf versichert sein, daß man ihr mit aller Rücksicht und Achtung begegnen werde. Der Graf würde hierin nicht den geringsten Fehler übersehen.

Die Hauptbedingungen kennen Sie. Die Erzieherin braucht sich nicht auf bestimmte Jahre zu binden. Es versteht sich, daß diese Freiheit wechselseitig ist; nur wird Anstand und Billigkeit erheischen, daß im Falle man nicht zusammenpaßt, ein Theil den andern einige Monate vorher von seinen Gesinnungen unterrichtet. Im Falle der Graf der aufkündigende Theil wäre, würde er der Erzieherin die Reisekosten vergüten. Auch die Kosten der Reise hieher trägt der Graf. Man wird das Nöthige, wenn man es verlangt, durch Wechsel übermachen. Wenn das Fräulein sich entschließt, unsren Wünschen nachzugeben, so sagen Sie mir gefälligst, ob Sie wohl glauben, daß 15 bis 20 Carolin hinreichen würden. Ich habe den Anschlag nach dem, was mich die Reise von Jena hieher gekostet hat, gemacht, dabei aber darauf Rücksicht genommen, daß jetzt die Preise aller Bedürfnisse gestiegen sind.

Außer der Erziehung wünscht der Graf, daß die Erzieherin die Aufsicht über das Hauswesen führen möchte; er muthet ihr aber nichts andres zu, als man von einer Frau von Stande verlangen kann. Ich finde dies auch in einer andern Rücksicht zweckmäßig; es würde der Erzieherin bei den Hausgenossen mehr Ansehen geben, wenn diese unter ihren Befehlen stehen. Mit dem Detail gibt sich der Hausmeister ab, unter dessen Aufsicht auch zunächst die männlichen und weiblichen Bedienten stehen. Außer diesem hat der Graf noch einen Verwalter oder Rentmeister, der aber, da er verheirathet ist, nicht im Hause wohnt. Die Schwiegermutter des Gr. lebt noch, sie wohnt aber in einem besondern Hause ꝛc. Der Umgang

des Grafen ist größtentheils auf Bürgerliche beschränkt, theils weil der Adel, seit kein Hof mehr hier ist, sich von hier entfernt hat, theils weil er hierin seiner Neigung folgt, und bei der Wahl seiner Freunde sich nicht durch zufällige Vorzüge bestimmen läßt. Große Gesellschaften liebt er übrigens nicht, am wenigstens steife; er ist nicht glücklicher als im Zirkel einiger Freunde. Er führt ein einfaches Leben.

Hier haben Sie, liebe Freundin, ein getreues Portrait von dem Manne, über dessen Charakter Sie Auskunft verlangen, die ich Ihnen ohnehin würde mitgetheilt haben. Um nichts zu verschweigen, muß ich Ihnen noch sagen, daß er zuweilen etwas entetirt, und mißtrauisch ist. Das Letzte rührt daher, weil er oft auf die schändlichste Art betrogen worden, und zwar von solchen, denen er sein ganzes Zutrauen schenkte; so wie die üble Laune, die ihn zuweilen am meisten quält, von mancherlei und großen Unfällen herkommt. Daß er aber auch eines schönen Vertrauens fähig ist, ergibt sich daraus, daß er das Schicksal seiner Kinder, die er über Alles liebt, gleichsam in Ihre Hände gelegt hat.

Ich bitte Sie, liebe Freundin, von allem dem, was ich Ihnen hier mitgetheilt habe, dem Fräulein, nachdem Sie dieselbe gefragt haben, ob sie wohl die Erziehung der Kinder übernehmen wolle, eine vertrauliche Eröffnung zu machen. Der Graf und ich wünschten sehr, daß sie sich entschließen könnte; ich habe freilich ein besondres Interesse dabei, es würde mir überaus angenehm sein, jemanden von Ihrer Bekanntschaft oft zu sehen; nach Ihrer Beschreibung bin ich aber auch überzeugt, daß wir uns kein geringes Verdienst um die Erziehung der beiden Kinder erwerben würden. Sie dürfen nicht glauben, daß der Stand des Fr. in den Augen des Gr. ein Hinderniß ist; denn obgleich er bei der Wahl seiner Freunde nicht auf äußere Vorzüge sieht, so verkennt er doch nicht, daß die Adligen meist eine feinere Bildung haben. Ich wiederhole es, das Fr. darf versichert sein, daß man sie mit aller Aufmerksamkeit, die ihrem Geschlecht, ihrem Stande und ihrer Bestimmung geziemt, behandeln werde ꝛc.

Ein Umstand steht noch zur Zeit im Wege, daß die Zusage nicht schon jetzt ganz bestimmt geschehen kann. Da ich aus einem Mißverstand auf meinen ersten Brief keine Antwort erhielt, und der Graf inzwischen von einer geschickten Erzieherin, die sich in Rußland aufhält, und in diese Gegenden zurückkehrt, hörte, so ließ er ihr in der Eile Anerbietungen machen. In den Brief war eingeflossen, daß wenn ihr die Bedingungen (die jedoch nicht so vortheilhaft waren, als diejenigen, worüber ich Ihnen geschrieben habe) gefielen, man wünschte, daß sie so bald als möglich hieher kommen möchte. Die Dame antwortete, daß sie sich, so bald als möglich, auf die Reise begeben würde, daß dies aber wegen Unsicherheit des Meeres erst nach einigen Monaten geschehen könne. Da man diese Antwort erst abwarten wollte, so erhalten Sie diese Briefe so spät. Sobald Ihr letztes angekommen war, und ich ihm den Inhalt mitgetheilt hatte, entschied sich der Graf sogleich, und bedauerte sehr, daß man jener Dame so bestimmt geschrieben hatte. Es wurde ihr aber gleich geantwortet, daß man die unbestimmte Zeit von einigen Monaten, die durch die angeführte Ursache nur noch unbestimmter werde, nicht abwarten könne. Inwiefern sie aber durch bereits getroffene Maßregeln Schaden leide, sei man bereit, sie auf eine angemessene Art zu entschädigen. Die ganze Sache wird keine Schwierigkeit haben, es sei denn, daß die Dame, ehe ihr diese Antwort zugekommen, eine günstige Gelegenheit gefunden, und sich auf die Reise begeben habe. In diesem Falle müßte man sie freilich aufnehmen, und mit ihr den Versuch machen. Dies aber muß sich bald entscheiden; sollte sie wider alles Vermuthen ankommen, so werde ich nicht ermangeln, Sie, liebe Mutter, sogleich davon zu benachrichtigen. Ich bitte Sie, einstweilen Alles auf's beste einzuleiten, und mir so bald als möglich Nachricht zukommen zu lassen. Es wird täglich dringender, daß die Kinder unter Aufsicht kommen, weil der Vater Geschäfte halber (er ist Maire der Stadt) oft außer dem Hause sein muß. Die besten Kinder nehmen endlich Unarten an, wenn sie sich selbst, oder sonst guten

Menschen, die nur eben keine besondre Erziehung haben, überlassen sind.

Sie fragen mich, theuerste Freundin, wie es mit meiner Gesundheit gehe :c. Von der Errichtung einer katholischen Kirche in Jena habe ich gehört; das merkwürdigste dabei ist mir, daß sie in jener Gegend errichtet wird, wo wir unsere Spaziergänge zu machen pflegten. Ueber den Plan, dessen Sie bei dieser Gelegenheit von neuem erwähnen, wäre doch noch weiter nachzudenken. Grüßen Sie Griesbach und Reinhold, auch die Frauen. Die Kinder umarme ich von ganzer Seele.

Ewig der Ihrige.

Fischenich.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 16. März 1809.

Ich schreibe Ihnen schon wieder, lieber Freund, damit Sie sehen, daß ich mich Ihres Auftrags recht ernstlich annehme. In dem ganzen Kreis meiner Bekannten war niemand, den ich so recht mit freiem Herzen hätte empfehlen können zu der wichtigen Stelle einer Erzieherin. Frauenzimmer von Gemüth sind seltner als man es wähnt; und wo das Gemüth ist, fehlt das Andere so oft, eine ausgebildete Natur. Ich zog einen Freund meines Schwagers zu Rath. Er ist aus Kassel, und da in jenen Gegenden die Frauen gut erzogen werden, und im gesellschaftlichen Ton immer sich gut auszeichnen, und er selbst eines der reinsten feinsten Gemüther ist, so wäre ich bei einer Empfehlung von ihm ganz ruhig. Er erzählte mir von einer Frau, die er früher gekannt habe, die aus Göttingen sei, eine Wittwe, die alle die Eigenschaften, die Sie verlangen, besäße.

Ich sende Ihnen zwei Briefe von ihr; urtheilen Sie selbst, und wenn Sie glauben, daß der Hr. Graf den Wunsch erfüllen könnte und möchte, das Kind von ihr auch bei sich zu behalten,

so würde sie gewiß ihren Eifer für seine Kinder verdoppeln. Ich kann mir als Mutter recht lebhaft denken, wie dieser Wunsch in ihr entstehen konnte, da sie nichts mehr auf der Welt hat als dieses Kind. Tragen Sie diesen ihren innigen Wunsch vor, wenn Sie denken, daß er erfüllt werden könnte. Auch sagen Sie mir etwas über den Charakter und die Verhältnisse des Mannes, in dessen Haus sie leben soll.

Ich hätte recht gern jemand von meiner eigenen Bekanntschaft dorthin gewünscht, wenn ich jemand gefunden; denn ich bin überzeugt, daß Sie als Vormund auch das Ihrige beitragen würden, die Verhältnisse angenehm zu machen. Ein Fräulein von meiner Bekanntschaft, die ich dem Charakter nach mit ganzem Vertrauen hätte empfehlen können, die sanft und heiter ist und ganz die Liebe meiner Kinder sich erworben, weil sie so gut sie zu behandeln weiß, hätte ich sehr gern empfohlen; aber sie hat in ihrer frühern Erziehung nicht die Bildung haben können, die man fordert, und selbst der deutschen Sprache ist sie nicht so mächtig im Schreiben; aber ihr Persönliches, ihre Feinheit sich zu benehmen, und das Vertrauen das sie einflößt, wären unendliche Vortheile gewesen. Doch habe ich ihr diese Idee nicht gesagt.

Noch glaube ich Sie fragen zu müssen, ob die Erzieherin gleich auf eine bestimmte Reihe von Jahren sich bindet; oder ob der Herr Graf sich nicht auch die Freiheit ausbedingt, und auch der Erzieherin die Wahl bleibt, wieder gehen zu können, im Fall man nicht zusammen paßte. Denn Sie wissen, da Sie die Welt kennen, daß Menschen, die den besten Willen haben, und wo jedes nach dem Guten strebt, doch nicht immer auf einem Weg mit einander gehen können ꝛc.

Meine Kinder sind alle wohl, und machen mir die einzige Freude des Lebens ꝛc. Haben Sie, da Sie so ein Interesse an Jena stets nahmen, schon gehört, daß eine katholische Kirche förmlich dort errichtet wird, und dabei ein vom Kaiser N. besoldeter Geistlicher. Die Kirche wird nicht weit von da stehen, wo wir immer

unsere Spaziergänge hin machten, und eine Wohnung für den Geistlichen und seinen Küster in einem freundlichen Garten daneben. Ich glaube auch, daß katholische Professoren jetzt ohne Anstand dort angestellt werden. Wenn ich gern Plane für eine ungewisse Zukunft noch machte, so wüßte ich wohl, was ich wünschte. Eine freundliche Nachbarschaft würde mich freuen.

Jetzt ist mir die Jenaische Welt ganz fremd. Griesbach's sind die einzigen von meinen alten Freunden, aber sie sind mir auch recht lieb, ich habe ihren Antheil und ihre Freundschaft erprobt. Sie würden jetzt auch in soliden Ansichten sie schätzen und ehren. Reinhold's wollen auch dieses Frühjahr kommen. Hufeland ist Bürgermeister in Danzig; es ist ein sehr braver Mensch, der den regen Eifer hat, Gutes zu wirken. Niethammer ist in München, er hat das Schulwesen unter sich. Wir sind alle zerstreut, die sonst zusammen waren, und wie hat der Sturm des Schicksals unter uns gewüthet! So sehr uns die Abgeschiedenen fehlen, weiß ich nicht, ob es nicht zu selbstisch wäre, sie zurück zu wünschen! Und doch gibt die Sehnsucht diesen Wunsch. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald. Mögen Sie glücklich sein, lieber Freund!

C. S.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 22. Mai 1809.

Ihren Brief vom 26. April, lieber Freund, habe ich richtig erhalten. Ich theile Ihnen heute das Resultat meiner Verhandlungen mit. Das Fräulein, von der ich Ihnen sagte, ist ein Frl. von Könneritz, die jetzt bei einer alten kränklichen Mutter wohnt in Jena. Sie war Hofdame an einem kleinen Hof; da war sie die Freundin der Fürstin, half sie so treu pflegen bis zum Tod, und liebte ihre Kinder so, daß sie nach dem Tode der Mutter alles aufbot, sie zu erziehen; aber der Vater, der ein roher Mensch ist, und den vielleicht die Nähe einer Person geschmerzt hätte, die

seiner Frau so ergeben war, entließ sie mit einer kleinen Pension. Daher ist sie jetzt bei der Mutter, die aber so lange ohne sie lebte, und auch einen Sohn in der Nähe hat hier, so daß sie nicht verlassen ist, wenn auch die Tochter von ihr ist. Sie beweist bei dieser Mutter eine Geduld und Resignation, und trägt alles, was keines von ihrer andern Familie so ertrüge, daß sie einem in jeder Lage schätzbarer wird.

Ich bat sie herzukommen, und legte ihr die ganze Lage vor; sie fand gleich, daß sie ihrer Neigung nach diesen Platz gern annähme, daß sie treu ihre Pflicht erfüllen würde; nur Kenntnisse, die sie jetzt schon hätte, könnte sie nicht mittheilen; sie fühle aber, daß sie selbst noch mit den Kindern lernen, und sich in ihrer Nähe selbst noch vorbereiten könne, um zweckmäßig auf ihren Unterricht zu wirken. Die Art, mit der sie von diesem Geschäft sprach, die Sorgfalt, die sie für die Kinder zeigte, und wie sie mir versprach, alle ihre Kräfte aufzubieten, um ihnen nützlich zu sein, würde Sie gerührt haben wie mich. Ich würde Ihnen heut schon bestimmt sagen, daß ich glaube, es wird kein Hinderniß mehr im Wege sein; aber sie hat mich gebeten, ihr noch zu vergönnen, daß sie sich nicht entschließen darf, ohne einen Onkel zu fragen, der stets väterlich für sie gesorgt habe, und ohne dessen Einwilligung sie nichts über ihr Schicksal beschließen könne.

In acht bis zehn Tagen wird seine Antwort ankommen, alsdann schreibe ich Ihnen so bald wie möglich. Von Seiten des Bruders hier, der sie gern bei sich behielt, können noch Einwendungen kommen; aber er kann ihr keine Entschädigung bieten. Es wäre mir sehr lieb, wenn ich diese Angelegenheit zu Ihrer und des Grafen Zufriedenheit besorgen kann. Daß ich wie für mich selbst handele, hoffe ich, fühlen Sie; denn die Pflicht der Wahrheit ist mir gegen die Kinder und den Grafen, wie die Pflicht der Freundschaft gegen Sie, lieber Freund, heilig.

Ich habe jetzt von allen Seiten trübe Aussichten. Seit vielen Monaten ist mein Schwager krank, und ich fürchte, unheilbar. Ich

thue, was ich kann, um mit meiner guten Schwester die Last zu theilen; aber oft bin ich so ermattet, daß ich alle innere Kraft vermisse.

Auch in dieser sorgenvollen Lage ist die Erinnerung und das heilige Andenken meines geliebten Freundes mein Trost. Mit welcher Größe ertrug er seine Krankheit! Da wo andere gewöhnliche Naturen dem Schmerz ganz unterliegen, und nur noch das thierische körperliche Gefühl herrschend bleibt, wenn alle Seelenkräfte gelähmt sind, und der Geist nicht aufwärts zu blicken vermag bei gewöhnlichen Naturen, da erhob er sich und die, die um ihn lebten, über Erde und Leiden, und suchte in seinem eigenen Gemüth Kraft, sich zu erheben. Seine reiche Phantasie konnte auch in den schmerzlichsten Zuständen nicht gelähmt werden. Die letzten Tage seines Lebens waren so groß, so erhebend. Ach, wenn der Schmerz, der so unendlich ist wie meine Liebe, nicht darauf erfolgt wäre, so würden mir diese Tage noch die tröstlichste Erinnerung seyn. Es wird mir wohl, mit Ihnen, lieber Freund, darüber zu sprechen. Sie liebten Schiller, kannten sein großes Gemüth.

Ich bin so verwöhnt für das Leben, weil ich so glücklich war, in der Nähe dieses Geistes die Welt anzusehen. Sonst konnte ich mich, wenn mir auch die Erscheinungen des Lebens trüb waren, zu Schiller flüchten, und nie ging ich ohne Erheiterung von ihm. Wie oft gedenke ich jetzt dieses verlornen Glücks, da ich so viel leiden sehe, und mitleide. Und doch fühle ich wieder, wie er in mancher äußern Rücksicht jetzt leiden würde, wie er vielleicht durch die Welt schmerzliche Eindrücke erhalten hätte, die ihm das Leben getrübt hätten. Die tiefe Ruhe, die er gefunden, wie sehnlich möchte man sie sich wünschen. Und doch muß man leben!

Reinhold ist hier, und noch eben so gutmüthig wie sonst. Ich bin die Abende meist bei meiner Schwester, und gehe nur selten auf lange Zeit in andre Gesellschaft; deshalb sehe ich auch Reinhold's seltner, als wohl sonst geschähe. Wir haben viele Abende zugebracht, wo wir uns haben vorlesen lassen. So ruhig

zuzuhören, und zu arbeiten dabei, das thue ich sehr gern; das Sprechen greift zuweilen meine Nerven an. Wir haben recht viel altdeutsche Gedichte gelesen. Unter andern hat uns Göthe das Lied der Nibelungen gelesen. Sie sind viel näher an den Schauplätzen dieser Begebenheiten ꝛc. Sagen Sie mir doch, ob Sie den Cid von Herder nicht sehr lieben; dies Gedicht ist so reich, ein ganzes Leben und die Regeln für ein ganzes Leben sind darin ausgesprochen ꝛc. In diesen Tagen besucht uns meine Mutter, die meine Caroline bei sich hat; jetzt bleibt diese einige Monate bei mir.

Noch fällt mir ein, daß ich Ihnen sagen wollte, im Fall die Frl. Könneritz käme, so würde sie sehr gern die Aufsicht über das Hauswesen übernehmen ꝛc. Sie ist vielleicht zweiunddreißig Jahre alt, also noch in dem Alter, wo sie Manches annehmen kann und doch schon die Erfahrungen eines längern Lebens hat. Sie hat einen angenehmen Ton und etwas Gutmüthiges, Ruhiges und Freundliches, was einem sehr gefällt; mit solchen einfachen Naturen wird man bald einheimisch. Ich hoffe, der Graf wie seine Schwiegermutter werden sie schätzen und lieben ꝛc. Ich habe viel geschrieben. Leben Sie wohl, lieber Freund. Empfehlen Sie mich dem Grafen verbindlich. Meine Kinder sind Ihrer Liebe empfohlen, wie ich mich Ihrer Freundschaft empfehlen mag.

Ihre Freundin

Charlotte Schiller.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 7. Juni 1809.

Ich eile, Sie lieber Freund, zu benachrichtigen, daß der Onkel der Fräulein Könneritz Alles billigt, und daß Sie ganz geneigt, oder gesonnen ist, (sagen Sie das Wort noch so oft?) den Platz anzunehmen; und mit dem Gefühl ihrer Pflichten das reine Gemüth und den guten Willen verbindet, den Kindern zu werden,

was in ihren Kräften steht. Sollte also die Dame, die in Rußland ist, nicht bestimmt geantwortet haben, daß sie komme: was ich aber nicht vermuthe, da Sie wohl indeß geschrieben haben würden: so können Sie nun darauf rechnen, daß meine Freundin kommt ꝛc.

Von ihrer Seite stehen keine großen Hindernisse im Weg; und sobald sie die nöthigen Anweisungen erhielte, könnte sie sich auf den Weg machen. Ich denke wohl, daß zwanzig Carolin, die der Hr. Graf dazu bestimmt hat, hinreichend sein werden, die Reise zu bestreiten. Nun denke ich aber, da sie doch als Frauenzimmer nicht allein reisen kann, ob es nicht schicklich wäre, diese Reise in Gesellschaft zu machen. Es gibt oft Gelegenheit nach Frankfurt, von hier oder auch von Eisenach aus; bis dahin könnte sie auch ihr Bruder bringen. In Frankfurt hätte vielleicht der Hr. Graf Bekannte, an die er mir Adressen schicken könnte für das Fräulein; und Sie würden am besten es einrichten, daß sie von dort aus auch sicher geleitet in Bonn ankäme.

Ich glaube wohl, daß unter diesen Umständen, und da jetzt die Preise alle gestiegen, die dazu bestimmte Summe nicht zu viel sein wird. Denn im Fall sie auch Gesellschaft findet zur Reise, so würde sie doch immer die Hauptunkosten tragen; und vielleicht könnte sie unterwegs auch aufgehalten werden. Das würde sicher der Graf nicht wollen, daß sie Schaden dadurch leiden könnte. Sie ist so einfach gewöhnt, und so klug, daß sie es gewiß so wohlfeil wie möglich einrichtet, und was sie kann, ersparen wird. Aber freilich für unvorhergesehene Zufälle kann man nicht stehen. Die Zeit wo sie am bestimmtesten Gesellschaft fände zur Reise, wäre freilich die Frankfurter Messe, doch ist dies noch lange hin ꝛc.

Darüber schreiben Sie mir bald, lieber Freund. Ich bin recht froh, daß ich sehe, daß diese Angelegenheit sich so gut entwickelt; und ich hoffe gewiß, der Graf wird nicht Ursache haben, es zu bereuen, daß er dem Zug des Schicksals gefolgt ist, und gerade diese Person wählte. — Mich würde es freuen, etwas zu

ihrer Zufriedenheit beigetragen zu haben, und ein gutes Wesen in einer ihr angemessenen Lage und Bestimmung zu wissen. Die Menschen sind so selten recht an dem Platz, wo sie wirken können, wozu sie Neigung und Gemüth treiben.

Ich lebe jetzt in traurigen Tagen, denn mein guter Schwager leidet unaufhörlich. Meine Mutter ist jetzt hier, uns zu besuchen; und sie muß auch sehen, was unsere Liebe ihr so gern erspart hätte; denn sie ist so weich, und das Alter macht sie nicht resignirter, weil sie so ein gefühlvoll theilnehmendes Gemüth hat rc.

Leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen. Ich hoffe, daß er meinen guten Willen nicht verkennen soll, wenn er sieht, wie treu sich meine Freundin bestreben wird, die Liebe seiner Kinder zu gewinnen, und wie unermüdet sorgsam sie für ihre Pflege wachen wird. Der Himmel gebe Ihnen Freude!

Charlotte Schiller.

Fischenich an Charlotte.

Bonn, 11. Juli 1809.

Die Nachricht, liebe Freundin, daß das Fräulein entschlossen, und die Familie damit zufrieden ist, hat dem Grafen und mir viel Freude gemacht. Ersterer hat mir aufgetragen, Ihnen nochmal seine ganze Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er wollte Ihnen selbst schreiben; ich aber habe es übernommen, es in seinem Namen zu thun. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gerührt er über den Antheil ist, den Sie, liebe Freundin, an seinen Kindern nehmen.

Um Sie zu überzeugen, welches Gewicht der Graf auf Ihre Wahl legt, darf ich Ihnen nur sagen, daß er der Dame in Rußland angeboten hat, außer den Reisekosten ein ganzes Jahr der ihr zugesagten Entschädigung zu zahlen; weil sie geschrieben hat, sie habe auf den ihr zugekommenen Brief, der Familie, bei der sie Erzieherin ist, aufgekündigt, und bereits Anstalten zur Reise gemacht.

Der Graf wünscht nun, daß das Fräulein, so bald als nur

immer möglich, hieher käme; und ich bitte Sie, liebe Freundin, daß es bald geschehe. Wenn sich daher ehestens keine Gelegenheit finden sollte, die Reise von Weimar, Eisenach oder Gotha in Gesellschaft zu machen, so wäre die Frage, ob der Bruder oder sonst ein Freund sich nicht entschließen würde, das Fräulein bis Frankfurt zu begleiten. Da dies die Reisekosten vermehren würde, so folgt anbei ein Wechsel von 30 Carolin. In Frankfurt findet sich fast immer Gelegenheit, in diese Gegenden in Gesellschaft zu reisen; der Graf hat dort keine Bekanntschaft, sonst würde er das Fräulein gewiß an ein Haus adressiren. Wir waren Anfangs entschlossen, selbst nach Frankfurt zu reisen; aber die Unruhen, die hin und wieder ausgebrochen sind, machen es besonders für Beamte bedenklich, in diesem Augenblick nach Teutschland zu reisen. Es würde Aufsehen und wohl gar Verdacht erregen. Wäre es Frieden, oder hätte der Krieg nicht einen neuen Charakter angenommen, so würde ich vielleicht die Reise bis zu Ihnen gemacht haben. Liebe, theure Mutter, ich hätte Sie dann wiedergesehen, nach so langer Trennung wiedergesehen, und die geliebten Kinder kennen gelernt. Doch wir müssen uns in die Fügungen des Schicksals finden.

So eben fällt mir ein, daß von Frankfurt nach Mainz eine Wasser-Diligence auf dem Main, und von dort auf dem Rhein nach Bonn und Köln geht, deren sich viele Reisende, und auch Frauenzimmer von Stande bedienen. Wenn das Fräulein nicht das Wasser fürchtet, so riethe ich in jeder Rücksicht, die Reise wenigstens von Mainz zu Wasser zu machen. Nach einer ziemlich langen Landreise wäre diese Fahrt eine Art von Erholung; der Anblick der malerischen Rheingegenden in dieser schönen Jahrszeit würde unsre Freundin für die Mühseligkeiten der Reise entschädigen. Doch ist dies nur ein Vorschlag, der ganz ihrer Wahl überlassen bleibt.

Nur bitte ich, mir zu melden, wann das Fräulein abreist, und wann sie wohl in Frankfurt eintreffen könne. Auch wünschte ich, daß sie mir von da aus ihre Ankunft ankündigte; indem als-

dann der Graf oder ich oder wir beide bis Koblenz oder Andernach entgegenkommen würden. Erstere Stadt ist zwölf, die andere acht Stunden von hier. Die Ursache, warum wir nur bis Andernach kommen würden, wäre keine andre, als weil Koblenz Hauptort des Departements ist; wo wir nicht daran vorbeikommen könnten, viele Besuche zu machen, die uns einige Tage aufhalten würden. Dies würde besonders bei mir der Fall sein, weil ich seit langer Zeit nicht in Koblenz war zc.

Für den möglichen Fall, daß sich in Frankfurt eine schleunige Gelegenheit in guter Gesellschaft fände, und also das Fräulein eher als man erwartete, hier ankäme, bemerke ich, daß dasselbe mich alsdann nur sogleich ihre Ankunft wissen lassen wolle, indem ich auf der Stelle zu ihr kommen und sie in's Haus des Grafen führen würde zc.

Noch muß ich ein und anderes bemerken. Der Graf bringt zuweilen einige Zeit des Sommers auf einem Landgut einige Stunden von der Stadt mit den Kindern zu; ich denke, daß dies dem Fr. nicht unangenehm sein wird. Auch wünscht der Graf, daß das Fräulein sich entschlösse, mit den Kindern, so wie sie heranwachsen, an Sonntagen in die katholische Kirche zu gehen. Ich habe schon zum voraus versichert, daß dies keinen Anstand finden würde. Noch zur Zeit ist keine protestantische Kirche hier; es wird aber wohl mit der Zeit, da sich immer mehr Familien hier niederlassen, eine errichtet werden.

Die Leiden Ihres Schwagers gehen mir sehr nahe; ich fühle, wie Sie Alle mit ihm leiden. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und der Frau von Wolzogen, und Allen in deren Andenken ich noch lebe zc. In den Kindern finden Sie eine reiche Quelle von Freude und Trost; in ihnen blüht Ihnen ein neues Leben zc. Pflanzen Sie die Erinnerung an mich recht tief in ihre empfängliche Seele. Wir werden uns gewiß einmal begegnen. Möchte ich dann die Freundschaft der Eltern einem ihrer Kinder in etwa vergelten können!

Sagen Sie ihnen, was ihr Vater mir war, mein Lehrer und Freund; sagen Sie ihnen aber auch, daß ich ihm etwas war, daß er mich wie einen jüngern Bruder liebte. Wenn ich je hieran hätte zweifeln können, so würde mich ein Brief von ihm an eine dritte Person, der mir zu Gesicht gekommen ist, überzeugt haben. Sein hoher Geist umschwebt mich immer; ich unterrede mich täglich mit ihm, ich pflege Rath mit ihm. Mit seiner Hülfe löse ich manche wissenschaftliche Aufgabe, und manche Aufgabe des Lebens. „Unsre Freundschaft haftet nicht am Raum," schrieb er mir, nachdem wir uns getrennt hatten, nach Frankfurt, noch ehe ich den vaterländischen Boden wieder betreten hatte; „sie ist gleich unabhängig von der Zeit, und gleichsam in ewiger Jugend trägt sie Blüthe und Frucht." *)

Noch einmal bitte ich Sie, in Betreff der Reise des Fräuleins Alles auf's beste einzurichten, und wie es derselben am angenehmsten ist. Ich freue mich darauf, daß sie mir viel von Ihnen und den Kindern zu erzählen haben wird. Leben Sie wohl, meine Freundin, und schreiben mir bald. — Hat man nicht eine wohlgetroffene weiße Büste von Schiller, und wo ist sie zu haben? Sind jene von Göthe und Herder auch gelungen? Ich bitte um Entschuldigung, der vielen Fragen nnd Aufträge wegen.

Ewig der Ihrige

Fischenich.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 23. Dezember 1809.

Ich möchte Ihnen, lieber Freund, gern noch in diesem Jahr schreiben, da das vorübergegangene unsrem Briefwechsel günstiger

---

*) „Sahen Sie diesen Brief Schiller's?" So lautete einst die Frage, die seine Tochter Emilie an mich richtete. Ich sah ihn nicht; er ist nicht mehr vorhanden.

war als die vorhergehenden; und es mir ist, als wären Sie uns näher, seit ich die gute Auguste in Ihrer Nähe weiß. Ich bin traurig in meinem Gemüth, und komme mir noch viel einsamer vor! Den 17. d. ist mein guter Schwager in Wiesbaden gestorben. Sein Leben war seit einigen Jahren eine Kette von Leiden und Schmerzen; aber der letzte traurige Zustand überwog alle vorhergehenden 2c. Den Glauben laß ich mir nicht nehmen, daß in dem wichtigsten Moment für uns, wo der Eintritt in eine andre Welt sich uns öffnet, die Geliebten uns näher sind, die schon hinübergegangen. So hat sich Wolzogen mit seiner Mutter, mit Schiller beschäftigt am liebsten.

Lieber, guter Freund, ich sehne mich so oft aus dem Leben, und das Schicksal scheint mir immer mehr den Platz anzuweisen, den ich noch ausfüllen soll. Ich hoffte sonst in meiner Familie in der Sorge meines Schwagers für meine Kinder eine Stütze, wenn ich nicht mehr wäre, und jetzt seh' ich mich von neuem verlassen. Wären Sie uns näher, so würde ich Sie bitten können, sich der weltlichen Angelegenheiten meiner Kinder anzunehmen. Darin war mein guter Schwager mir ein großer Trost. Ich habe auch gute Menschen hier; aber so das eigene nähere Interesse an dem Vater nehmen doch nur die Freunde, die bewährten Freunde.

Ich habe Vertrauen und Glauben an eine höhere Macht, auch in den Begebenheiten für das äußere Leben; denn wer kann sagen, hier ist die Gränze! Ist nicht eigentlich in den kleinsten uns unbedeutend erscheinenden Dingen das größte Wunder? Und was uns groß scheint, ist es nur für unsre endlichen Gedanken. Deswegen glaube ich an die höhere Macht, an ihren Einfluß in unsrem Leben, mit so großem Vertrauen; denn es ist gewiß nichts zu klein noch zu groß, was nicht gedacht ist von dem höchsten Gedanken.

Die schöne Sonne scheint so tröstend über mich herein, die Luft ist rein und stärkend, möchte sie Ihnen auch heiter und stärkend erscheinen! Die Natur ist die treuste Freundin, und ein

Symbol des höchsten innigsten Lebens. Wenn ihre Stürme, ihre Verheerungen die Werke der Menschen zerstören, so führt sie doch zur Harmonie in sich selbst, und indem sie ihren ewigen Gesetzen treu bleibt, bleibt sie es auch dem Gemüth, das sie zu fassen strebt.

Meine Kinder sind wohl und gut. Sie fragen immer gern nach Ihnen; und ich freue mich, ihnen von dem unbekannten Freund zu erzählen, den ihr Vater so liebte, und der so treuen Antheil an uns nimmt. Sagen Sie der guten Auguste Könneritz, daß ich ihr herzlich für ihren Brief danke, den ich heute bekommen; ich war schon ganz böse, und wollte Sie bitten, mit ihr zu schmälen, daß sie mir so spät schrieb. Ich kann jetzt immer den Freund und die Freundin ausschelten lassen, eins durch das andre. Dem Herrn Grafen, den ich gern unter die unbekannten Freunde zähle, empfehlen Sie mich. Adieu. Schreiben Sie bald.

C. S.

Charlotte an Fischenich.

Heidelberg, den 11. August 1810.

Ob ich gleich mit Ihnen zanken sollte, denn Sie haben mir seit dem Herbst im vorigen Jahre nicht geschrieben, so will ich doch lieber glauben, Sie haben Abhaltungen, als daß Sie nicht schreiben wollen, lieber Freund. Gestern als ich auf einem Berge hier stand, der Riesensteig genannt, sah ich dem Neckar und Rhein lange nach; und dachte, es wäre doch so ein gutes Schicksal, das Sie wieder zu mir führte, wenn Sie den Strom durchschifften und herkämen. Lieber Freund, ich sähe Sie gern doch im Leben noch wieder! Und auch wieder nicht! Ich habe oft eine Melancholie in mir; und denke, man soll nichts wünschen, nichts erwarten vom Schicksal. Aber daß es mir eine Freude wäre, das sage ich Ihnen doch.

Ich bin seit dem 4. hier; ich habe auch meinen Karl wieder. Ich habe ihm und mir es gelobt beim Abschied, wenn es möglich,

diese Reise dies Jahr zu machen; und ein Versprechen dieser Art muß man erfüllen. Er bekommt neuen Muth, neuen Glauben, wenn er sieht, daß ich es möglich mache, ihn zu sehen; wenn er sieht, daß ich ausführe, was ich verspreche. Daß Karl in Tübingen seit diesem Frühjahr ist, werden Sie durch Frl. Könneritz wissen. Alles hat mich verlassen; meine Schwester ist mit ihrem Sohn nach der Schweiz und auf eine ungewisse Zeit; es hält sie nichts in Weimar, und sie wird lieber in der Nähe des Sohnes sein; also weiß ich nicht, wann sie wiederkehrt. Meine geselligen Verhältnisse zerreißt das Schicksal. Meine geliebte Prinzeß und ihre Freundin Frl. Knebel gehen, und sind fort. Ich muß eine neue Laufbahn anfangen, und mein Herz durch die schöne Natur zum Leben stärken. Meine Gesundheit fordert Bewegung, auch Ernst Aufheiterung und Bewegung, um seine Gesundheit fester zu machen.

Der Ort hier ist lieblich, die Luft mild, die Natur viel südlicher als bei uns. Es that mir schon so wohl, unter Kastanien und Blumen auf den Bergen herumzustreichen, die bei uns in Gärten nur blühen. Die Luft ist schon beim Main milder; es ist ein belebendes Princip mehr darin als in unsern thüringischen Waldgegenden, die die Luft rauh machen. Es ist mir, als kehrten die Gefühle meiner Jugend wieder! Die Erinnerungen der Vergangenheit sind süßer, obgleich schmerzlich. In Mannheim lebte einst Schiller einige Zeit. Dort wurden zuerst seine Räuber gespielt. Er war noch fremd für mich; aber er war da. Seine Phantasie führte mich oft hin, wo er einst lebte.

Als ich die Sonne wie eine große Kugel über die Ebene von Mannheim sinken sah, und der prächtige Abendhimmel die Bergstraße röthete, da war es, als sei sein Geist mir zur Seite; denn er schilderte mir dies Schauspiel so oft; und er hat Recht, es ist etwas Majestätisches, die Sonne erscheint prachtvoller, weil sie nicht von näheren Gegenständen an ihrer Größe verliert. Morgen reise ich auf einen Tag nach Mannheim; dort sehe ich in der Nähe die Plätze, wo er lebte. Ach, das ist nun Alles dahin! Und nur das

Herz, nur die Liebe fühlt noch, daß nichts vorüber ist, daß unser Gefühl ewig ist. Es ist ein Trost, den uns nichts rauben kann, wenn wir immer stark genug sind, ihn festzuhalten.

Sagen Sie mir bald ein Wort, wie Sie leben, der Nachbarschaft wegen; denn ich bin Ihnen doch dreißig Meilen näher. Wenn es möglich wäre, daß Sie kommen könnten, daß es Ihre Verhältnisse erlaubten, Sie fänden uns Alle; Sie sähen alle Kinder Ihres Freundes, die beiden Töchter sind auch mit. Ich konnte keins zu Hause lassen, so unruhig auch Emilie war und so wenig ihr die Reise nützen wird. Aber da ich keinen Hofmeister mehr bedarf, (ich möchte sagen Gottlob!) so konnte ich die Reise doch leichter machen, und so ein Kind macht keine Forderung, als eine eigene Person angesehen zu sein.

Sind Sie wohl, lieber Freund? Auguste schrieb mir neulich, Sie wären oft krank. Sie sitzen gewiß zu viel, und schonen sich nicht genug ꝛc. Sie leben nun immer unter Geschäften oder Büchern, und denken gewiß nicht an sich; das ahnde ich schon. Ich dachte doch, Sie sollten oft bei dem Grafen sein, und freute mich, daß meine Freundin Sie zuweilen freundlich mahnen sollte, für sich zu sorgen. Aber das scheint nicht zu geschehen. Ich muß nur schriftlich einmal zanken; vielleicht fürchten Sie sich vor diesen Briefen.

Leben Sie wohl, lieber Freund! Meiner Adresse ist nur hinzuzufügen poste restante; man kennt mich schon. Ich logire in einem unharmonischen Gasthof, im Ochsen, den ich doch nicht gern auf meine Adresse hinzugefügt sehe. Ich sage es Ihnen nur, im Fall Sie einmal Ihr Gewissen antrieb', mir einige Worte zu sagen. Ich bleibe bis Mitte September hier, oder wohl erst gegen das Ende werde ich gehen; Sie können also immer schreiben, einmal, nicht wahr? Sein Sie schönstens gegrüßt! Mögen diese Zeilen Sie wohl antreffen!

C. Schiller.

Nur flüchtig erwähnt sie in diesem Briefe der „geliebten Prinzeß.“ Aber sie liebte sie auf's zärtlichste, fast wie ihre eigenen Kinder; und ihr Scheiden von Weimar war für sie seit Schiller's Tod der größte Schmerz. Eben diese Reise nach Heidelberg unternahm sie, um sich zu zerstreuen nach dem überaus schmerzlichen Abschied. Am 13. Juli war Prinzessin Karoline (seit dem 1. Juli mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin vermählt, später Mutter der Herzogin Helene von Orleans) von Weimar abgereist.

Neun Wochen blieb Charlotte in Heidelberg (im „Ochsen“, später badischer Hof genannt); zwei Tage war sie in Mannheim. Hier führte man ihretwegen die „Räuber“ auf. Sie fuhr deshalb noch Nachts ab, um nicht hineingehen zu müssen, und doch nicht unhöflich zu erscheinen. Karl studirte in Tübingen; er kam zur Mutter nach Heidelberg.

Sie ging von da nach Stuttgart, wo sie zehn Tage blieb. Bei Rapp's wohnte sie damals; bei ihrem Stuttgarter Aufenthalt 1819 und 1824 war sie im „König von England.“ Rapp, ein vielfach ausgezeichneter, sehr gebildeter Mann, hatte dort einen Tuchladen; er war ein Freund Schiller's gewesen, war ihm ähnlich. Von seinen Töchtern ward die sinnige, feine Mathilde Sulpiz Boisserée's Gattin.

Fischenich hatte in einem Briefe vom 9. August 1809 gemeldet, eine neue Gerichtsorganisation stehe bevor und er werde in seiner jetzigen Stellung nicht lange verbleiben. Im April 1810 ward das Gesetz über diese neue Organisation veröffentlicht. Es enthielt unter Anderm ein Dekret über die Bildung der Tribunale erster Instanz (Bezirksgerichte), die, wie auch schon früher, über Gegenstände des Civilrechts und der Polizei erkennen, aus einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten, einem Instruktionsrichter und einer Anzahl von Richtern bestehen sollten. Die früheren peinlichen Gerichtshöfe wurden durch Assisenhöfe ersetzt, gebildet aus einem vom kaiserlichen Gerichtshof delegirten Rath, als Präsidenten, und vier Richtern der Tribunale. Einem Dekret vom 12. Januar 1811

gemäß sollten unverzüglich die Bezirksgerichte installirt werden. — Einige Monate später erfolgte, durch kaiserliches Dekret vom 24. April, Fischenich's Ernennung zum Präsidenten des Tribunals in Aachen; am 28. Mai war er zum ersten Mal in seiner neuen Stellung in Funktion. Wie er dort nicht blos bei den Sitzungen des Civilgerichts, sondern auch statt des vom kaiserlichen Gerichtshof zu Lüttich delegirten Rathes bei den Assisen das Präsidium geführt, welchen tiefen Eindruck dabei seine Reden gemacht, davon erzählte man sich noch lange nachher.

Die geliebte Vaterstadt, die Jugendfreunde hatte Fischenich verlassen müssen. Nur selten, nur vorübergehend sah er sie wieder. Im Herbst 1812 finden wir ihn in Bonn. Aber was ihn zu dieser Reise veranlaßt, trübte seinen dortigen Aufenthalt. Sein Mündel, des Grafen Belderbusch junger Sohn, war gestorben. Der Vater, ohnehin so vereinsamt, war es nun noch viel mehr. Wie sehr entbehrte er die Nähe, den Umgang des verständigen, des weisen Freundes, der sein manchmal aufgeregtes Wesen zu zügeln, zu beschwichtigen wußte!

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 16. Mai 1813.

Ob ich gleich, lieber Freund, gar nichts seit vorigen Herbst von Ihnen hörte, so lebe ich doch in der Hoffnung, daß Sie wohl sind. Was Ihre Freundschaft anbetrifft, so muß ich alles Gute glauben, und ob Sie mir gleich so wenig und selten wie möglich sagen, daß sich Ihre Gesinnungen gegen mich gleich bleiben, so macht es mir doch wohl, zu denken, daß diese lange Gewohnheit der Freundschaft auch nicht Worte bedarf, um sich fest zu glauben. Statt Worte, wobei man nichts denkt und empfindet, wie so oft in der Welt gesprochen werden, will ich lieber, Sie sagen mir selten, daß Sie unverändert Antheil an mir und meinen Kindern nehmen. Ich kann das Vertrauen mir erhalten, daß Sie sich gleich bleiben;

obwohl ich wünschte, Sie wären öfter gesonnen, (lieben Sie das Wort noch?) sich mir mitzutheilen; denn ein Brief eines Freundes ist immer eine freundliche Erscheinung.

Heut komme ich förmlich um Ihre Fürsprache zu bitten; denn ich gestehe, daß ich eine Nachricht über Auguste Könneritz erhalten, die mich sehr schmerzt. Sie schrieb mir neulich, daß sie Bonn verlassen würde, und zwar im künftigen Herbst. Nach einer solchen Aufnahme und Zufriedenheit des Grafen, und nach der Treue, mit der sie seinen kleinen Sohn bis an's Grab begleitet hat, hätte ich diesen Wechsel nicht erwartet. Sie schreibt mir sehr traurig, in der völligen Ueberzeugung daß sie gehen will, und sagt, sie könnte und würde keine Schritte zum Bleiben thun. Das fühle ich auch, und billige es.

Nur möchte ich Sie als Freund des Grafen fragen, ob Sie glauben, er könne sich irren, und habe sich von Andern gegen sie einnehmen lassen. Sie wissen die Art, wie ich sie vorgeschlagen, wie ich ihrem Herzen alles zutrauen kann; und diese Neigung, diese Liebe, deren sie fähig ist, ist etwas, was man nicht mit Gold aufwiegen kann. Deswegen hielt ich ihre Existenz für ganz sicher; und hoffte, daß wenn selbst der Graf seine Tochter einst andern Händen übergäbe, so würde er Auguste nicht wie eine gewöhnliche Gouvernante entlassen ꝛc.

Diese Aussichten alle zerstören sich nun. Und da es in unsern Gegenden immer trauriger wird, da die Existenz so vieler Menschen auf dem Spiel steht, da sie eben diesen Winter ihre Mutter verloren, zu der sie sich im Nothfall flüchten können, so sehe ich die Zukunft immer trüber für diese gute Seele werden. Sie sind zu sehr mein Freund, als daß ich Ihnen ihre Lage nicht frei schildern könnte. Und Sie werden fühlen, was Sie, ohne die Delikatesse zu beleidigen von beiden Seiten, vorschlagen können oder nicht. Was Sie dabei thun können, hoffe ich Sie thun es. Daß Sie nichts erwähnen, daß ich Ihnen darüber schrieb, wünsche ich.

Sie werden wohl manchmal jetzt an uns denken. Wir haben

viel Angst erlebt und Unruhe; doch sind wir wohl, meine Kinder und ich. Aber getrost kann niemand die Welt ansehen, der so viel Noth sehen muß, ohne die Hoffnung einer Welt, wo keine menschlichen Leiden mehr das Gemüth treffen ꝛc. Sagen Sie mir bald ein Wort, ob Sie diesen Brief erhalten haben, und was Sie darüber denken. Sagen Sie mir, ob Sie wohl sind. Ich habe Ihnen im November dünkt mir geschrieben, weil ich Sorge um Ihre Gesundheit trug; und der Winter war recht angreifend. Unser guter Wieland ist auch das Opfer geworden; die Kälte, die so früh kam, hatte ihn sehr geschwächt. Ich komme mir oft ganz einsam vor; die Menschen, mit denen ich mich in bessern Momenten gern unterhalte, verschwinden mir einer nach dem andern; ich habe oft neuen Muth gefunden in einer Unterhaltung mit dem guten Alten, der zuweilen schon verklärt war; seine Unterhaltung war mir selbst mehr als seine Schriften, Göthe ist auch nicht hier jetzt! Wer hier ist, ist sorglich und freudlos. Ich fühle mich wie die Zugvögel, unruhig die Schwingen zu erheben, und doch sind auch die Flügel beschnitten, durch so viele Dinge. Möchte mein Ernst nur zu Ihnen kommen können in diesem Sommer! Carl ist zehn Meilen von mir und studirt Forstwesen. Er ist gar brav und liebenswürdig. Es gehe Ihnen wohl, lieber Freund. Stärken Sie sich ja an Ihren heilsamen Quellen!

C. Schiller.

Fischenich an Auguste von Könneritz.

Liebe Freundin! Einen so plötzlichen Abschied hätte ich nicht vermuthet; wie nahe er mir geht, und daß ich an Ihrem Schicksal den lebhaftesten Antheil nehme, darf ich Ihnen wohl nicht sagen. Ich bin leider die unschuldige Veranlassung, daß Sie in dieses Land gekommen sind, welches Sie nun, früher als ich damals vermuthen konnte, verlassen. Daß es sich so endigen mußte, schmerzt mich sehr. Doch sehe ich mit Freude aus Ihrem Briefe, daß Sie gefaßt sind. Mit diesem Vertrauen auf Gott können und werden Sie nicht unglücklich sein, liebe Freundin!

Ich hätte sehr gewünscht, Sie noch vor Ihrer Abreise zu sprechen. Ich hätte Ihnen so Manches zu sagen, um es der Frau von Schiller mitzutheilen, was sich unmöglich schreiben läßt. Ich würde einen Brief an Sie beigeschlossen haben, wenn mich die Post nicht drängte, und Ihre Abreise nicht so nahe wäre; ich werde aber ehestens schreiben. Sagen Sie ihr einstweilen, was die innigste Freundschaft fähig ist zu sagen; aus dem Munde der Freundin wird sie es gern vernehmen. Sie wissen, was diese unvergeßliche Freundin mir ist, was ich ihr und Schiller schuldig bin. O dreimal glückliche Zeiten, da es mir vergönnt war, täglich und stündlich um sie zu sein, da die ernsthaftesten Studien und Unterredungen mit den unschuldigsten Scherzen und Spielen abwechselten, und einen Genuß gewährten, wie er mir wohl schwerlich je wieder zu Theil werden wird.

Gewiß werden Sie unsre Freundin öfter sehen. Gedenken Sie dann meiner zuweilen bei Ihren Unterhaltungen, und Sie dürfen versichert sein, daß ich mit meinen Gedanken nicht fern von Ihnen bin. Vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder. Mein Plan war es lange, einmal eine Reise nach Weimar zu machen; ich hoffe, die Umstände werden mir erlauben, ihn mit der Zeit auszuführen. Leben Sie wohl, liebe Freundin, recht wohl; ich bin und bleibe

Ihr Freund

Fischenich.

Aachen, 10. Juni 1813.

Im Frühjahr 1814 war Karl am Rhein. Er lernte in Bonn den Grafen Belderbusch kennen; kam nach Aachen, sah Fischenich. Schon Ende 1813 war er in ein sächsisches Uhlanenregiment eingetreten. Auch 1815 machte er den Feldzug mit. Nach der Theilung der sächsischen Truppen kam er in das preußische Uhlanenregiment Nr. 7; welches, im Frühling 1815 formirt, bei Ligny große Verluste gehabt, und bald darauf neugebildet wurde.

Am 6. August 1815 trat Karl in dasselbe ein; ward 1817 von der Reserve-Escadron verabschiedet.

Graf Belderbusch an Charlotte.

Hochwohlgeborne Hochgeehrteste Freifrau von Schiller!

Mein Vaterherz theilt mit Ihnen die Sorgen, die Sie an Ihren Herrn Sohn in der Laufbahn, die er angetreten hat, heften. Mit innigstem Vergnügen sah ich ihn bei seiner hiesigen Durchreise bei mir, und erfüllte pünktlich die Wünsche, die seine hochzuverehrende Frau Mutter mir in ihrem Schreiben vom 28. v. M. anzuvertrauen die Gütigkeit hatte. Er kam wohlbewahrt hier an. Nichts fehlte dem jungen Krieger, der voll Muth und Feuer für die große Sache, für die er zu Feld zieht, zu sein schien.

Ich machte ihn mit den Wünschen und dem Auftrag seiner Frau Mutter bekannt, forschte genau nach seinen Bedürfnissen; erhielt aber hierüber die befriedigendste Auskunft, und bemerkte ihm hierauf, daß, wenn der Fall bei ihm, wo er sich auch befinde, eintreten sollte, er sich nur an mich zu wenden habe; was er mir auch versprach. Seine Bestimmung war einstweilen, von hier über Köln, Düren, Aachen, wo er den Präsidenten Fischenich finden wird, nach Namur. Den so eben von der hiesigen Post unter seiner Adresse erhaltenen Brief werde ich ganz bestimmt an ihn besorgen; ich werde ihn einem in wenigen Tagen hier durchgehenden sächsischen Offizier zur Besorgung anvertrauen.

Sollte ich in der Zwischenzeit etwas Bestimmtes über seinen Aufenthalt erfahren, so werde ich nicht säumen, Ihnen selbigen mitzutheilen. Ich habe die Ehre, nebst meiner Empfehlung an die Fräulein von Könneritz, mit der ausgezeichnetsten Verehrung zu sein Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener

Bonn, den 26. März 1814.

A. Belderbusch.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 6. April 1814.

Mit einem eigenen wehmüthigen Gefühl, lieber Freund, habe ich Carl's Brief vom 25. März erhalten, worin er mir so herzlich über Sie schreibt; ob er gleich wenig Worte zu machen weiß, so ist der Ausdruck seiner Liebe und Anhänglichkeit doch wahr und tief. Er sagt mir, Sie hätten ihm gleich bei der ersten Zusammenkunft Liebe und Vertrauen eingeflößt. Auch ich danke Ihnen herzlich für die Aufnahme, den Antheil, den Sie ihm zeigten; ich weiß an meinem eigenen Gefühl abzunehmen, wie der Anblick Carl's in Ihnen Wehmuth und Freude erweckt hat. Sie werden des geliebten Vaters Züge und Gestalt auch mit Rührung wiedergefunden haben.

Daß ich Carl unter dieser Gestalt Ihnen zusenden sollte, dachte ich nicht! Ein neues schweres Schicksal hat mein Herz ergriffen; ich kenne alle Gefahr seines Standes, habe alle traurigen zerreißenden Details des Kriegs erlebt. Ich glaubte ihn durch sein forstwissenschaftliches Studium frei von diesem Dienst; doch wollte es das Schicksal anders; und ich fühle trotz meinem Kummer, daß ich eine Deutsche bin, daß ich das Theuerste aufopfern muß, um den hohen Zweck zu erreichen, und daß Carl's ganze künftige Laufbahn, wenn ich vermocht hätte, ihn abzuhalten, getrübt worden. Ich hoffe, wenn ihn Gott mir erhält, daß er doch noch in seinen spätern Tagen seinem Fach, das er mit Liebe und Fleiß ergriffen hatte, treu bleiben kann; eine bleibende militärische Laufbahn wäre mir schmerzlich. Aber wir müssen das Schicksal walten lassen und ihm vertrauen.

Carl wird Ihnen von Ernst, von seinen Schwestern erzählt haben. Bis jetzt hat er noch keine Gelegenheit versäumt, wo er mir schreiben konnte, zu schreiben. Wenn er tiefer in die Niederlande eindringt, und vielleicht an Orte kommt, wo die Communication schwer ist, werde ich nicht so oft Nachricht haben können. Er schreibt mir, daß er Ihnen gesagt, wenn er verwundet würde,

sich nach Aachen bringen zu lassen. Lieber, lieber Freund, das Herz blutet mir, wenn ich diese Möglichkeit denke, und doch kann es sein. Ich weiß aber, daß ich dann auf Ihre Güte, auf Ihre brüderliche Liebe rechnen darf.

Auch habe ich eine Bitte an Sie, ob Sie mir Auskunft geben können, ob ich Ihnen einen Wechsel auf Frankfurt, und auf welches Haus senden könnte. Sie hatten die Freundschaft, Carl sechs Carolin mitzugeben. Ich wünschte, daß Sie mir ein Haus anwiesen in Frankfurt, wohin ich sie auszahlen kann. Ich möchte Ihnen 100 Thaler senden dürfen, daß die übrigen 60 Thlr. bei Ihnen niedergelegt würden, damit Carl sich an Sie wenden kann, wenn er schnell Geld braucht; da ich doch weiter von ihm bin, und er ein Unglück haben könnte, welches nicht vorauszusehen ist. Wenn er seinen Onkel gefunden hat und Offizier wird, so bedarf er nicht viel Zuschuß von mir.

Auch soll ich Sie im Namen meiner Schwester bitten, die sich Ihnen herzlich empfiehlt, wenn ihr Sohn Adolph in Ihre Nähe kömmt, ihn auch freundlich aufzunehmen, und wie jemand, der uns angehört. Auch möchte ich Ihnen meinen Schwager empfehlen, wenn er nach Aachen käme. Und wenn Sie einen Wunsch haben, den er befriedigen kann, er wird einen so treuen Freund unsrer Familie auch mit eben der Liebe und Antheil behandeln, als wir.

Ueber Carl bin ich eigentlich ruhig; seine Laufbahn wird unter dem Schutz unsres Herzogs, wie durch die Sorgfalt des General Wolzogen so angenehm wie möglich sein. Aber so viel Liebe ich ihm bereiten, so viel gute Menschen ich für ihn gewinnen kann, je mehr wird mein Herz leichter. Sie sind mir ein großes Geschenk des Himmels, durch Ihre Freundschaft und Vorsorge. Haben Sie nochmals herzlichen Dank! Auch Graf Belderbusch hat sich so theilnehmend gezeigt, und es ist mir auch recht tröstend. Sagen Sie es ihm auch, wenn Sie ihm schreiben.

Sie sind mir recht gegenwärtig oft, lieber Freund! Die gute Auguste muß oft von Ihnen erzählen. Sie sagt, Sie sähen

meist ernsthaft aus; freilich hat die Zeit manche Furchen in das Herz wie in die Züge gezogen; und die Tage, wo wir das Leben noch von einer hellern Seite ansehen konnten, sind längst vorüber!

Körner's Unglück wissen Sie? Daß er diesen geliebten Sohn verlieren mußte! — Haben Sie mit dem Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin Bekanntschaft gemacht? Es ist der Gemahl meiner geliebten Erbprinzeß. Sie ist mir auch ein verschwundenes Glück. Deswegen nenne ich sie in der Beziehung, sie war mir hier ein theurer Umgang.

Ich möchte bald von Ihnen hören. Ich war auch in Sorgen um Sie. Da ich Ihre Gesinnungen kenne, so wußte ich, daß Sie als ein Deutscher alle Opfer der guten Sache zu bringen wissen; und ich freue mich herzlich, daß wir wieder zu Einer Nation gehören. Die Hoffnungen, die uns das Schicksal gibt, sind recht tröstlich. Da ich meine Gefühle aussprechen kann, ist es mir, als könnte ich auch wieder Hoffnung und Freude haben; und ich segne das Schicksal, daß es mich noch erleben läßt, die Bande, die unwürdig uns fesselten, gelöst zu sehen.

Sie erlauben mir, mein lieber Freund, einen Brief an Carl beizulegen; den Sie ihm senden, sobald er Nachricht von sich gibt. Ernst ist jetzt auf einige Tage bei mir; die übrigen Osterferien bringt er in Rudolstadt zu. Meine Mutter ist gesund, und hat ein glückliches Alter; meine Caroline ist jetzt bei ihr. Emilie ist meine bleibende Gesellschaft bis jetzt. Leben Sie wohl. Alles Gute sei mit Ihnen, und meine innigen Wünsche für Ihr Wohl! Schreiben Sie mir bald, ich bitte recht sehr.

Charlotte Schiller.

Fischenich an Charlotte.

Liebe theure Freundin! Nur mit zwei Worten kann ich Ihnen sagen, daß ich Ihren Brief erhalten, und den an Carl ihm in diesem Augenblick persönlich überreicht habe. Leider eilt er sogleich

wieder von hier; und ich muß den theuern Bruder, den ich kaum an die Brust gedrückt, wieder von mir lassen. Er ist ein trefflicher junger Mann, männlich und bescheiden, in dessen Umgang ich, freilich auf eine zu kurze Zeit, viel Vergnügen gefunden habe. Ich habe ihn auf der Stelle erkannt; die Züge seines Vaters und seiner Mutter sind in seinem Gesicht verschmolzen, die lieben Züge, die mir ewig gegenwärtig sein werden.

Ich habe Ihnen viel zu sagen, theuerste Freundin, und weiß in der That kaum, wo ich anfangen soll. Bald erhalten Sie einen umständlichen Brief. Empfehlen Sie mich bestens der Frau von Wolzogen, mit der Bitte, daß sie ja ihren Sohn zu mir schicke, wenn er durch diese Gegenden kommt. Auch wünschte ich sehr, mit ihrem Herrn Schwager Bekanntschaft zu machen. Der preußische Staatsrath Herr Sack ist hier Generalgouverneur; ich wünschte zu wissen, ob ihr Herr Schwager ihn kennt.

Ich muß abbrechen, liebe Freundin; Carl reist in diesem Augenblick ab. Meine Wünsche begleiten ihn und seine Geschwister überall, die ich von ganzer Seele umarme, Ernst, Caroline und Emilie.

Aachen, 22. April 1814.

Ewig Ihr Freund

Fischenich.

Fischenich an Charlotte.

Theuerste Freundin. Beiliegendes bitte ich der Frau von Wolzogen zuzustellen; es ist eine Antwort auf den Brief, worauf Sie die Adresse geschrieben haben. Wie geschah es, liebe Freundin, daß ich diesmal nur die Züge Ihrer Hand zu sehen bekam, ohne daß Sie mir selbst etwas gesagt hätten. Zu meiner Beruhigung denke ich mir, daß der Brief schon gesiegelt war, und Sie nur die Adresse darauf setzten; denn sonst wäre es mir unerklärbar, daß Sie ihn mit gar keiner Zeile begleiteten.

Ich sagte Ihnen neulich, daß ich Ihnen ehestens umständlicher schreiben würde; ich ward bisher daran gehindert, werde aber nun versuchen, ob es mir vergönnt ist, mich etwas länger als gewöhnlich mit Ihnen zu unterhalten. Es betrifft mich selbst und mein künftiges Dasein, woran Sie, ich weiß und fühle es, wie an Allem was mich betrifft, Antheil nehmen. Die alten Deutschen verschmähten den Rath der Frauen nicht, (in unsern Tagen gingen auch die Sachen nicht eher gut, bis die Frauen kräftig mitwirkten) sie glaubten, daß dem Weibe etwas Heiliges und ein Blick in die Zukunft beiwohne, der sie sicher leite. So wende ich mich denn auch an Sie, liebste Freundin, um mich mit Ihnen über die Zukunft, über mein künftiges Wohl zu berathen.

Das Schicksal dieser Länder ist so gut wie entschieden. Wenn nicht besondere Ereignisse dazwischen treten und die schon gefaßten Plane vereiteln oder zerstören, so werden diese Länder preußisch, so wie sie es wirklich schon sind. Es geht dann eine neue Lebensepoche für mich an, wovon, wenn anders der Friede von Dauer sein wird, mein ganzes künftiges Schicksal abhängt. Nach zwanzigjährigen Leiden, nach so großem Verlust, den ich erlitten, nachdem ich so viele und verschiedenartige Ämter bekleidet habe, wovon keins mir eine nur mäßige Entschädigung gewährte, nach so vielen Aufopferungen, Stürmen und Kämpfen ist es mir wohl zu verzeihen, wenn ich endlich einmal, bei den jetzt neu eintretenden Veränderungen, an mich selbst denke; und mich, nicht nach Ruhe, sondern nach einer fixen bestimmten Existenz sehne, die mich für die Zukunft sichre. Ich darf es Ihnen wohl sagen, meine Freundin, denn vor Ihnen trage ich keine Scheu, mein Innerstes aufzuschließen, ich habe bisher nur für meine Mitbürger gelebt und meine eigenen Angelegenheiten vernachlässigt. Ist dies vielleicht in gewisser Rücksicht und bis zu einer gewissen Gränze lobenswerth, so bin ich doch, ich muß es leider bekennen, nicht ganz tadelfrei. Man hat auch Pflichten gegen sich; und diese habe ich nur zu oft hintangesetzt, wo sie sich mit meinen übrigen Pflichten gar wohl vereinigen

ließen. Noch habe ich zwar den festen Entschluß, ein minder ergiebiges Amt, worin ich mehr wirken zu können glaube, jedem einträglichern, was mir weniger zusagt, vorzuziehen; dagegen bin ich aber auch entschlossen, bei den uns bevorstehenden Veränderungen die Ansprüche, die ich allenfalls so gut wie Andre habe, auf meine Weise gelten zu machen. Auf Sie, verehrte Freundin, und die Ihrigen sind meine Blicke gerichtet; und wenn nicht ganz besondre Gründe, die ich nicht voraussehen kann, Sie abhalten, in meinen Plan einzugehen, so darf ich auf Ihre Mitwirkung ganz sicher zählen.

Ohne Verbindungen sind dergleichen Zwecke nun einmal nicht zu erreichen, am allerwenigsten bei einer neuen Regierung, die ihre Untergebenen noch nicht kennt, und daher mehr oder weniger mißtrauisch ist und — wenigstens behutsam sein muß. Bekanntlich steht Ihr Hof mit dem K. preußischen in sehr gutem Vernehmen, und, wie wenigstens ehemals die Sachen standen, in genauen Verhältnissen. Es ist mir daher in den Sinn gekommen: ob vielleicht Ihre Durchlaucht die regierende Herzogin, der ich das Glück hatte persönlich meine Verehrung zu bezeugen, an meinem Schicksal einigen Antheil nehmen würde. Ist der Gedanke nicht zu kühn, so würde ich mich doppelt glücklich schätzen, wenn ich einer so verehrungswürdigen Fürstin meine künftige Bestimmung und mein künftiges Wohl zu verdanken hätte.

Es ist nun gesagt, meine Freundin, und Sie lassen mich gewiß bald erfahren, ob Sie den Plan für ausführbar halten und an der Ausführung Theil nehmen können. Finden Sie den geringsten Anstand, so erwarte ich von Ihrer Freundschaft, daß Sie es mir unverholen sagen. Glauben Sie den Versuch machen zu können, so bin ich des Erfolges beinah gewiß. Sie würden in diesem Falle mit der Herzogin selbst sprechen und meine Wünsche vortragen. Sie denkt groß und edel, und mir dünkt, sie würde im äußersten Falle meine Freiheit nicht ungnädig aufnehmen.

Ich muß nun noch einige erläuternde Bemerkungen hinzufügen, um Sie (Alles in der obigen Voraussetzung) mit meinen eigent-

lichen Wünschen näher bekannt zu machen, und um jeder möglichen Mißdeutung vorzubeugen. An einer Anstellung würde es mir bei den Veränderungen, die nothwendig mit der Zeit erfolgen müssen, wohl nicht fehlen; meine ehemaligen und spätern Dienstverhältnisse geben mir darauf gegründete Ansprüche. Aber zu manchem Amt, so angenehm es Vielen wäre, könnte ich mich aus den angeführten Gründen nicht bequemen; und ich wünschte, wenn sich eine schickliche Gelegenheit darböte, in meine Heimath zurückzukehren &c. Solche Wünsche sind selten ohne Verbindungen zu erreichen, deren ich durchaus keine mit irgend einem preußischen Staatsmann habe. Noch kann ich zwar diese Wünsche nicht näher bestimmen, weil einstweilen Alles in dem bisherigen Zustande bleibt. Die Klugheit erheischt aber, schon jetzt Einleitungen im Allgemeinen zu machen; denn es könnten vielleicht verschiedene Veränderungen oder neue Einrichtungen eher, als man jetzt vermuthete, erfolgen. So wäre es möglich, daß in Köln oder Bonn, oder auch hier ein Appellationshof errichtet würde; wäre dies der Fall, so wünschte ich dabei als Präsident angestellt zu werden, besonders wenn er in eine der beiden ersten Städte verlegt würde. Einstweilen verlange ich daher weiter nichts als eine allgemeine Empfehlung an den preußischen Hof, um dadurch zu erwirken, daß der hiesige Generalgouverneur auf mich aufmerksam gemacht und bei Gelegenheit auf mich Rücksicht genommen werde. G.-Gouverneur des Nieder- und Mittel-Rheins, zu dem auch meine Vaterstadt gehört, ist, wie ich Ihnen neulich sagte, der geheime Staatsrath Hr. v. Sack, ein rechtschaffener, billig denkender Mann, der mir verschiedene Beweise seines Zutrauens gegeben hat.

Indem ich mich mit Ihnen unterhalte, liebe Freundin, fällt mir der Herr von Humboldt, Minister des Königs, ein, und unser lieber Stein, der wahrscheinlich auch noch in preußischen Diensten ist. Hrn. v. Humboldt habe ich bei Ihnen kennen gelernt, obgleich er sich meiner kaum erinnern wird. Sollten Sie daher Bedenken tragen, mit der Herzogin über die Sache zu sprechen, und etwa

glauben, daß Hr. v. Humboldt sich für einen Freund seines verewigten Freundes interessiren würde, so käme es nur darauf an, ob Sie und die Ihrigen mit der Familie noch in Verbindung stehen, und ob sich jemand finden würde, der den Minister auf mich aufmerksam machte. Mehr verlange ich überhaupt vor der Hand nicht; ich verlange keine neue Anstellung, ohne daß man mich genau kennt, ohne daß man Zutrauen zu mir hat. Hr. v. Humboldt wäre nur zu bitten, an den Generalgouverneur meinetwegen zu schreiben; in der Art, wie ich vorher bemerkte.

Sonderbar, theure Freundin! Sie waren es, die mich zuerst mit diesem Herrn bekannt machten; auf der Treppe Ihrer Wohnung (bei den beiden Schätzen) begegnete ich Ihnen mit dem Herrn v. Humboldt, dem Sie mich sogleich vorstellten, indem Sie die Worte hinzufügten: „Sie beide müssen miteinander bekannt werden." Die Zeit seines Aufenthalts war aber zu kurz, als daß wir in nähere Verbindung gekommen wären. Mehr als 20 Jahre sind seitdem verflossen, und jetzt sind Sie es wieder, die durch die seltsamste Wendung der Dinge veranlaßt werden, diese flüchtig geknüpfte Bekanntschaft, wenn nicht zu erneuern, doch in Erinnerung zu bringen. Sie sehen, liebe Freundin, daß Sie ohne mein Zuthun durch eine sonderbare Fügung, durch den Gang der Dinge selbst bestimmt sind, in's Mittel zu treten, und in einer andern Beziehung zu vollenden, was Sie damals mit besonderer Theilnahme unternahmen. Und so finde ich mich beim Schluß dieses langen, vielleicht zu langen Briefs wieder auf dem Punkt, wovon ich ausgegangen bin, nämlich daß man die Frauen ehren und ihren Rath nicht verschmähen soll.

Es freut mich sehr, daß Ihre Frau Mutter sich noch so wohl befindet; ich bitte, derselben meinen Respekt zu melden. Auch mein Onkel hat ein glückliches Alter; vor Kurzem war ich in Gefahr, ihn zu verlieren; er hat sich aber wieder erholt, und auf dem Lande, wo er sich einige Zeit aufgehalten, neue Kräfte gesammelt. Viele herzliche Grüße an die Brüder und Schwestern. Was macht

Carl? Ist er wieder zu seiner ehemaligen Bestimmung zurückgekehrt? Ist Ernst noch in Jena? Wie gefällt ihm das juristische Studium? Caroline und Emilie machen Ihnen gewiß viel Freude. Leben Sie wohl, theuerste Freundin, und lassen Sie mich bald etwas von Ihnen vernehmen.

Aachen, 10. Juli 1814.

Ewig Ihr Freund

Fischenich.

Fischenich an Charlotte.

Aachen, 15. April 1815.

Liebste Freundin, der Obristlieutenant von Gerken ist nicht hier in Aachen; ich habe aber den Brief dem General Grafen von Kleist-Nollendorf selbst eingehändigt, der die Güte haben wird, ihn zu seiner Bestimmung zu befördern. Es ist recht brav, daß Carl in diesem kritischen Augenblick seine Dienste anbietet; obgleich ich mit Ihnen empfinde, gute Mutter, was Sie dabei leiden; aber der Gedanke, daß er dazu beitragen wird, sein Vaterland von der neuen bevorstehenden Schmach zu retten, wird Ihnen Stärke verleihen. Der Kampf wird also von neuem beginnen; es ist kein Wunder, theuerste Freundin, denn er war nicht geendigt. Der Vorhang war gefallen; aber die Zuschauer saßen noch immer da, und erwarteten die Auflösung des Knotens, der sich immer mehr verwirrte. Diesmal wird der Streit rein entschieden werden; und so muß es sein, wenn dauerhafte Ruhe den ermüdeten Völkern werden soll.

Es ist nun entschieden, daß diese Länder preußisch werden; ehestens wird die Huldigung vor sich gehen. Für meine Existenz bin ich nicht besorgt; es kommt nur darauf an, wo und wie man mich anstellen wird. Dies hängt von der künftigen Organisation ab, die nun auch bald folgen wird. Noch zur Zeit besteht die französische Gerichtsverfassung wie ehedem. Ich bin nicht, wie Sie

glauben, Präsident des Criminalgerichts, sondern des Civilgerichts für den Kreis von Aachen. Ich habe aber seit beinah einem Jahr auch das Criminalgericht (das Geschwornengericht oder die Assisen) präsidirt, wodurch sich meine Geschäfte sehr vermehrt haben. Die Preußen nehmen großen Antheil an den öffentlichen Verhandlungen, gegen die man Anfangs einige Vorurtheile hatte. Die Versammlung ist immer sehr zahlreich; auch die Damen wohnen fleißig bei. Ich wünschte, liebste Freundin, daß sie einmal zugegen wären. Vor kurzem besonders hätte ich Sie anwesend gewünscht; ich brachte bei einer schicklichen Gelegenheit die Worte Schiller's an: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären." Der Eindruck, den diese Worte machten, würde Sie gerührt haben, und Sie hätten mir vielleicht nach der Sitzung, die bis tief in die Nacht dauerte, was oft der Fall ist, freundlich die Hand gedrückt.

Der Herzog reiste im vorigen Jahr gerade von hier weg, als die Assisen anfingen. Ich habe dies sehr bedauert, weil er den öffentlichen Verhandlungen in England beigewohnt hatte, und seine Bemerkungen durch die Vergleichung, die er anzustellen im Stande war, für mich sehr unterrichtend gewesen sein würden. Es hat mich sehr gefreut, diesen Fürsten kennen zu lernen; er ist mir um so ehrwürdiger geworden, und ich darf wohl sagen, ich habe ihn sehr lieb gewonnen, weil er mit ganz besonderer Theilnahme von Schiller sprach.

Danken Sie, liebe Freundin, der vortrefflichen, verehrungswürdigen Herzogin in meinem Namen, daß sie so gütig war, in einem Brief an den Herzog von mir Erwähnung zu thun; ich lege großen Werth darauf; denn ich verehre diese Fürstin sehr, und wünschte wohl einmal Gelegenheit zu haben, derselben persönlich meinen Dank abzustatten. Daß ich Ihnen, meine Freundin, zunächst dafür verpflichtet bin, erhöht den Werth in meinen Augen.

Wenn Carl zur Armee geht, hoffe ich ihn zu sehen; er wird zu mir kommen, wenn er auch einen Umweg machen müßte; dessen

bin ich gewiß, insofern es der Dienst erlaubt. Es versteht sich, daß ich mich des Bruders brüderlich annehmen, und alles für ihn thun werde, was in meinen Kräften steht. Wenn das der Mutter einigen Trost gewähren kann, so ist der Gewinn auf meiner Seite; es gibt keinen schönern Genuß, als ein bekümmertes Mutterherz zu trösten. Kein Mann ist zwar fähig, die Sorge einer Mutter nachzuempfinden; daß ich aber eine Vorstellung davon habe, davon mag Ihnen zum Beweis dienen, daß ich nie mehr bereit bin zu helfen, als wenn ich eine Mutter leiden sehe. Das sage ich Ihnen und der Frau von Wolzogen; und fürchte nicht, in den Verdacht einer eitlen Anmaßung zu gerathen.

Der Frau von Wolzogen habe ich auch heute geschrieben, und einen Brief von ihrem Sohn beigeschlossen, der in der Gegend von Mastricht steht. Derselbe hat mir einen Brief an Ernst zugeschickt, den ich hier beifüge. Ich grüße die Geschwister alle, und preise sie glücklich, daß sie ihnen so viel Freude machen. Da wir jetzt mit Preußen vereinigt werden, so könnte sich vielleicht einmal eine Gelegenheit darbieten, nach der Hauptstadt zu reisen. Machen Sie sich gefaßt, liebe Freundin, ich überrasche Sie vielleicht, ehe Sie sich's versehen. Es fällt mir so eben wieder das entsetzliche Unglück von Körner's ein; ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich die Nachricht betroffen hat. Es waltet ein eigenes Schicksal über vielen Familien. Unglücklicher Vater! Arme, arme Mutter!

Ewig der Ihrige.

Fischenich.

Fischenich an Charlotte.

Aachen, den 7. Mai 1815.

Theuerste Freundin, ich habe heute Ihren Brief vom 1. d. M. erhalten, so wie auch den der Frau von Wolzogen sammt dem Einschluß an ihren Sohn. Ich hatte in demselben Augenblick einen Brief von ihm mit den beiden Anlagen durch einen Boten

erhalten, so daß ich diese willkommene Gelegenheit benutzen konnte, den Brief der Mutter ihm auf der Stelle zukommen zu lassen. Er ist nicht mehr in Faure-le-Comte sondern in Havert bei Sittard, einige Stunden von hier, und also mir wieder näher. Er wird mich, wie er mir schreibt, ehestens besuchen; ich habe ihm geantwortet, ja recht bald zu kommen.

Das sächsische Grenadier-Regiment, welches in Lüttich kantonnirte, hat gegen seine Anführer rebellirt. Die Gerüchte über die eigentliche Ursache oder über die Veranlassung des Aufstandes sind verschieden; wahrscheinlich enthält der Brief Ihres Neffen etwas näheres über diese in mancher Hinsicht unglückliche Begebenheit. So viel ist gewiß, daß die Offiziere keinen Antheil an dem Aufruhr genommen haben. In diesem Augenblick erhalte ich die auf diesen Vorfall Bezug habende Proclamation des Feldmarschalls Blücher, woraus nur zu deutlich hervorgeht, welchen Charakter das Verbrechen bereits angenommen hatte, und daß das Leben des Feldmarschalls in Gefahr war. Ich lege den Aufruf abschriftlich bei; er wird Sie überzeugen, daß außer dem erwähnten kein andres Regiment Theil an dem Aufstand genommen, wie durch das Gerücht leicht verbreitet werden könnte.

Das Schreiben an den Obristen des sächsischen Uhlanenregiments habe ich besorgt; er hält sich gegenwärtig, wie man mir versichert hat, in Geilenkirchen auf, nicht weit von hier. Noch muß ich Ihnen sagen, daß ich den Brief der Frau von Wolzogen vom 24. v. M. erhalten habe. Liebe theure Freundin, es hat mich tief ergriffen, als sie mir sagte, daß Sie beide vereint mich gesegnet hätten. Es war mir, als wenn ich vor Ihnen kniete, und ich darf sagen, daß ich diesen Segen, der zum Herzen drang, weil er vom Herzen kam, mit kindlichem Gemüth empfangen habe. Meine Mutter, die ich frühe das Unglück hatte zu verlieren, sah aus den Wolken der Handlung zu, und — segnete Sie beide.

Herzliche Grüße an die Frau von Wolzogen und die Geschwister. Ich hoffe Carl bald zu sehen; und Sie werden sich

darauf gefaßt machen müssen, daß auch Ernst dem Drange der Zeit und der Umstände folgt.

Ewig der Ihrige

Fischenich.

Nach Napoleon's Rückkehr von Elba hatte man sich auf dem Wiener Kongreß über die Theilung der wiedergewonnenen Lande schnell geeinigt. Die deutschen Fürsten nahmen Besitz von den ihnen zugefallenen Territorien. Am 5. April 1815 wurden die Patente veröffentlicht, worin der König von Preußen von den Landschaften am Rhein Besitz ergreift.*) Vom selben Tage ist seine Ansprache „An die Einwohner der mit der preußischen Monarchie vereinigten Rheinländer." Es heißt darin unter Anderm: „Ich werde Euch nicht durch die öffentlichen Abgaben bedrücken. Die Steuern sollen mit Eurer Zuziehung regulirt und festgestellt werden, nach einem allgemeinen, auch für meine übrigen Staaten zu entwerfenden Plan. Die Militärverfassung wird, wie in meiner ganzen Monarchie, nur auf die Vertheidigung des Vaterlandes gerichtet sein; und durch die Organisation einer angemessenen Landwehr werde ich in Friedenszeiten dem Lande die Kosten der Unterhaltung eines größern stehenden Heeres ersparen."

Fünf Wochen später sollte die Huldigung der Rheinischen Abgeordneten stattfinden. Die Huldigungsdeputirten versammelten sich in Aachen.

Einstimmig wählten sie Fischenich zu ihrem Wortführer. Am festlichen Tage, 15. Mai 1815, nachdem der Generalgouverneur Geh. Staatsrath Sack die erste Ansprache gehalten, trat er aus

---

*) Das eine der beiden Patente verkündigt die Besitznahme des sogenannten Großherzogthums Niederrhein, das andere die der Herzogthümer Kleve, Berg, Geldern, des Fürstenthums Mörs und der Grafschaften Essen und Werden.

der Versammlung hervor, stellte sich vor des Thrones Mitte, auf dessen obersten Stufen die Commissarien des Königs standen, und antwortete im Namen der Deputirten. Er begann damit, wie feierlich, wie bedeutungsvoll dieser Tag sei, wie sich alle Wünsche vereinigten und in dem einzigen sich auflösten: Sicherheit, Gerechtigkeit und Friede.

„Noch ehe ein Wunsch zum Thron gelangte,“ fuhr er fort, „eilt ein guter und gerechter König, die Gemüther über ihr künftiges Loos zu beruhigen. Huldreich tritt der verehrte Monarch unter uns, die königliche Rechte uns reichend; und wie ein vielgeliebter Vater zu seinen Kindern spricht, ladet er uns ein, ihm mit Vertrauen entgegen zu kommen, indeß er uns schon zuvorgekommen ist. Wer sollte nicht vertrauen, wenn das redlichste Gemüth zu redlichen Herzen spricht; wenn ein erhabener Fürst sich seines hohen Ranges gleichsam begibt, und nur dem Drang des edelsten Herzens folgt, das kein höheres, kein anderes Glück kennt, als das seiner Völker 2c. Er wird das königliche Wort erfüllen, das er zu den neuvereinigten Völkern sprach: Ihr werdet gerechten und milden Gesetzen gehorchen; Eure Religion, das Heiligste, was dem Menschen angehört, werde ich ehren und schützen; die Steuern werden mit Eurer Zuziehung regulirt und festgestellt werden.“

Der Redner hob hervor, wie in Preußen die Rechtspflege seit langer Zeit der Stolz der Nation, und wie man einer weisen Verwaltung sich rühme; und sagte dann namentlich Folgendes:

„Die Verwaltung des Staatsvermögens ist als musterhaft anerkannt. Kein Zweig der innern Administration erheischt, besonders in unsern Tagen, wo diese Sorge fast alle übrigen verschlingt, eine so angestrengte ununterbrochene Sorgfalt als dieser. Von der größten Wichtigkeit für das öffentliche Interesse, greift die Finanzverwaltung zugleich in alle Verhältnisse des Privatwohls ein, das überhaupt jetzt mehr als jemals mit dem Wohl des Ganzen auf's innigste verschlungen ist. Nirgends ist es schwieriger, die

allgemeine Wohlfahrt mit der besondern, den Vortheil des Staats mit dem des einzelnen Bürgers zu vereinigen; nirgends schwieriger, den allgemeinen Willen im Widerstreit der sich durchkreuzenden Interessen herauszufinden und rein auszusprechen. Daher haben die Gemeinden das Recht, sich selbst zu besteuern, von jeher als ihr vorzüglichstes Recht, als die Schutzwehr aller übrigen angesehen.

„Der König, der es nicht unter seiner Würde hält, auf dem Thron das erste Beispiel einer weisen Haushaltung zu geben, dessen Gerechtigkeit wir vertrauen können, sieht es gleichwohl ein, wie nothwendig die Mitwirkung des Volkes sei bei diesem Hauptzweige der Staatsverwaltung. Was das Volk (durch seine Repräsentanten) über sich selbst beschließt, darin kann ihm nicht Unrecht geschehen; und jede Last und jede Steuer, die es als nothwendig anerkennt, die es sich selbst auferlegt, wird zur freiwilligen Gabe, und darum weniger empfunden. Was das Volk mit Willen thut und freier Hingebung, erhöht seinen Muth, verstärkt die sittliche Kraft des Staats, die so viele Wunder gethan; und selbstständig als Glied eines wahren Gemeinwesens wird jeder Einzelne die Selbstständigkeit des Ganzen zu vertheidigen bereit sein, bereit sein für König und Vaterland sich zu opfern, und freudig sein Alles setzen an seine Ehre und die Ehre der Nation.

„„Die Steuern sollen mit Eurer Zuziehung regulirt und festgestellt werden."" Das sind die merkwürdigen Worte des Königs, welche in allen Herzen widertönen; dies der erste wichtigste Schritt zu jener Verfassung, deren der Deutsche sich würdig gezeigt, welche durch gegenseitige Beschränkung der Machtzweige, durch freie, das Ganze belebende Wechselwirkung der verschiedenen Gewalten, die individuelle Freiheit und die Rechte eines Jeden, soviel möglich, gewährt, ohne die Selbstthätigkeit der Regierung zu lähmen, die durch das Gesetz und die Achtung, die sie und der Bürger dafür trägt, stark und mächtig ist. In einem Staat, der sich durch höhere Kultur auszeichnet, wo die liberalsten Grundsätze vom Thron herab verkündet, und in Ausübung gebracht wurden, wo die Fürsten

seit mehr als einem halben Jahrhundert Schöpfungen auf Schöpfungen häuften, in diesem Staat wird man den regen Geist dieser Zeit, auf den die Regierung so mächtig einwirkte, nicht verkennen, und keine billige Forderung einem Volk versagen, das seinen biedern und standhaften Sinn durch so glorreiche Thaten beurkundet hat.

„So knüpft sich ein neues Band zwischen den Staatsgenossen selbst, und zwischen ihnen und der Regierung; so steigt und wächst und befestigt sich das Vertrauen, wodurch allein der Staat zum Bewußtsein seiner Kraft gelangt, und eines wahren selbstthätigen Lebens sich freut. Die Berührungspunkte vervielfältigen sich; es weckt und fördert und bildet einer den andern; ein unaufhörliches Leben und Streben läßt keine Anlage unentwickelt, keine Kraft unthätig ruhen; und so wie der Bürger mit Freiheit und Anstand in den Schranken des Gesetzes sich bewegt, so geht er als Mensch seiner höhern Bestimmung entgegen; Sittlichkeit und Religion vollenden, was für den Staat unerreichbar ist. Mit wenigen, aber Alles erschöpfenden Worten, mit frommer Scheu deutet der gottesfürchtige König auf dieses Heiligste hin, das nur allzuleicht, nur allzuoft durch Worte entweiht wird. Wer reines Herzens ist, wer von ächt religiösen Gesinnungen durchdrungen ist, für den kann keine Frage sein, was hier der Staat soll, was er darf ꝛc.“

Am Schluß der Rede heißt es: „Einen Beweis seiner Achtung und seines Wohlwollens hat der Monarch uns gegeben in der Wahl seiner Stellvertreter, der hochgeachteten, befreundeten Männer, die die Ausleger unsrer Wünsche und Hoffnungen, die Bürgen unsrer Treue und Anhänglichkeit sein werden. Hoher bescheidener Muth, Stärke und Kraft, Gerechtigkeit und Milde stellen sich unsrem Auge in schönen Beispielen dar, Tugenden und Eigenschaften, welche die Welt in unserm Könige verehrt. Auf diesen Grundfesten ruhe, und blühe und gedeihe der neue Bund, den wir jetzt schließen vor dem Thron! Unter freiem Himmel, im Angesicht

desjenigen, der die Könige richtet und ihre Völker, geloben wir willigen Gehorsam und unverbrüchliche Treue dem Könige, unsrem neuen Landesherrn, und seinen rechtmäßigen Nachfolgern auf Preußens Thron." *)

Fünf Wochen später, nachdem bei der Huldigung in Aachen diese Worte gesprochen worden, ward Napoleon von neuem besiegt, in den blutigen Schlachten von Ligny und Waterloo.

In dem hier folgenden Briefe ist von dem Verlust die Rede, den Charlotte erlitten: ihre geliebte „Prinzeß", die Erbgroßherzogin von Mecklenburg, war am 20. Januar 1816 gestorben.

Fischenich an Charlotte.

Ihr Verlust, liebe Freundin, geht mir sehr nahe; ich fühle, was es sagen will, eine solche Freundin zu verlieren. Unser Dasein wächst endlich mit dem eines geliebten Freundes so zusammen, daß wir nicht mehr wir selbst zu sein scheinen, wenn uns ein unvermeidliches Schicksal auf immer trennt. Auch ich habe das Unglück gehabt, einen Freund nach dem andern zu verlieren, theils durch Tod, theils durch die Begebenheiten der Zeit, die alles feindselig auseinander riß, wo insbesondre die Beamten ein nomadisches Leben führen mußten, das selbst nach wiederhergestellter Ruhe noch nicht aufgehört hat, im Gegentheil von den Regierungen absichtlich unterhalten wird. Ihnen, liebe Freundin, bleibt ein großer Trost; Sie haben Kinder, gute hoffnungsvolle Söhne, liebenswürdige Töchter, welche Ihnen bisher nur Freude gemacht haben, und gewiß immer machen werden. Denn selbst die Sorge für sie hat, was Sie vor Andren erfahren haben, etwas ungemein Süßes, und aus der

*) Aus dem amtlichen, im Auftrag des General-Gouverneurs Sack redigirten „Journal des Nieder- und Mittelrheins" (Aachen 1815) Bd. 5. S. 502 f.

Unruhe, die das mütterliche Herz zuweilen ängstigt, entsprießen ihm neue Freuden ganz eigener Art. Ich brauch' Ihnen dies nicht zu sagen, theuerste Freundin!

Daß ich es gesagt habe, dazu hat mich Ihr Brief veranlaßt, der in einer sehr traurigen Gemüthsstimmung geschrieben ist. Zwar pflegen Sie auch sonst die Welt eben nicht durch ein Prisma anzusehen; so trübe aber wie am 18. März ist sie Ihnen wohl noch niemals vorgekommen. Ich verweise Sie auf Ihr Herz, das zwar einen Verlust, wie denjenigen, den es erlitten, eben so wenig als manchen andern verschmerzen wird, das sich aber deswegen der Freude nicht verschließen darf, deren es sich so viele geschaffen hat.

Wenn Carl bei Ihnen keine Aussichten hat, so wird sich wohl anderswo für ihn Gelegenheit finden. Hätte ich es früher gewußt, so hätte ich vielleicht Gelegenheit gehabt, bei der neuen Organisation ihm zu einer Stelle im Forstwesen zu verhelfen. Jetzt aber sind die Vorschläge abgeschickt, und das Ganze ist seiner Ausführung nahe. Demungeachtet habe ich mit dem provisorischen Oberforstmeister, der mein Verwandter ist, seinetwegen gesprochen. Sagen Sie mir, liebe Freundin, wie weit er es in diesem Fach gebracht hat. Wenn er sich die gehörigen Kenntnisse in dem Institut, wo er war, erworben hat, so würde er wohl thun, eine Zeitlang zu reisen, um verschiedene Waldungen, Anlagen und Pflanzungen zu sehen, und den Umgang mit tüchtigen Forstmännern zu suchen, auch bei einem vorzüglichen Manne sich einige Zeit aufzuhalten. Denn nur dadurch wird die unmittelbare Einsicht und der praktische Blick gewonnen, ohne welche am allerwenigsten der Forstmann etwas vermag :c.

Noch habe ich Ihnen nicht gesagt, liebe Freundin, daß ich meinen Onkel verloren habe. Er starb in seinem achtzigsten Jahr. Je länger er lebte, desto theurer mir sein Dasein wurde. Wie freute ich mich, wie freute er sich, wenn ich ihn besuchte, und einige Zeit bei ihm blieb. Auch diese Freude ist dahin. Ich erhielt die Todesnachricht, als ich eben einige Zeilen von der Rede nieder=

geschrieben hatte, die ich bei der Huldigung im Namen der Landes-deputirten gehalten. -- Leben Sie wohl, theure Freundin, und seien Sie heiteren Sinnes.

Aachen, 29. März 1816.

Ihr

Fischenich.

Gegen das Ende des Jahrs 1816 kam Fischenich nach Köln. Aber sein Wunsch, das Präsidium des dort errichteten Rheinischen Appellations-Gerichtshofs zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Er ward Mitglied der in Köln eingesetzten Immediat-Justizcommission für die Rheinprovinz; und blieb da bis zur Auflösung derselben, im Jahr 1819.

Darauf wurde er nach Berlin berufen, als Geheimer Oberjustizrath im Justizministerium für die Rheinischen und Gesetzgebungs-Angelegenheiten; bald nachher ward er zugleich zum Mitglied des am 15. Juli 1819 installirten Rheinischen Revisions- und Cassationshofes ernannt. Auf der Reise von Köln nach Berlin verweilte er in Weimar, lernte Schiller's Töchter kennen.

Charlotte an Fischenich.

Rudolstadt, den 4. Julius 1819.

Ich muß Ihnen, theurer Freund, schreiben, und Ihnen für Ihre lieben Zeilen von Leipzig aus danken. Für Ihren Besuch, für die Freude, die Sie mir, die Sie meinen Kindern machten, kann ich Ihnen nicht danken, wie ich es möchte; das fühlen Sie. Wie rührend und wohlthuend mir unser Wiedersehen war! Sie kamen mir in einem Moment wieder, wo mein Herz eine solche Freude nöthig hatte; denn der Schmerz der Trennung von meinem Ernst lag mir wie ein trüber Traum in der Seele. Jetzt ist dies auch vorüber, und mir ist leichter, denn ich sehe seiner neuen Bestimmung mit Vertrauen und Hoffnung entgegen.

Daß Sie nicht dort sind, Ihren Rath, Ihre freundschaftliche Vorsorge in der ihm neuen Welt nicht mittheilen können, das schmerzt mich. Doch sind Sie uns näher, und können Ihre Freundschaft auch aus der Ferne walten lassen für Ernst. Sie haben eben das Vertrauen gefunden bei meinen Kindern, das Sie den Eltern erweckten. Warum konnten Sie nicht länger bleiben! Ihr Aufenthalt war so kurz unter uns. Jetzt leugne ich nicht, daß ich sehr wünsche, von Ihnen zu hören, wie Sie angekommen sind. Denken Sie, daß ich jetzt zwischen Ihrem Vaterlande stehe, dem ich näher als Sie, daß ich die ältere Freundin bin, und daß ich treuen Antheil nehme.

Ueber Ihre Gesundheit möchte ich Sie bitten recht sorgfältig zu wachen; denn die neue Lebensweise, die andre Gegend und Luft, das Gefühl weiter nach Norden zu kommen, kann bei einer zarten Constitution Einfluß haben. Ich habe mir ausgedacht, wenn Sie einen Arzt bedürfen, den Hofrath Hufeland, Bruder des Staatsraths zu wählen; er wohnt in der ....straße Nr. 15. Diese Sorgfalt, diesen Blick und Feinheit des Gefühls verbinden wenige Aerzte in sich. Es ist auch mein und meiner Kinder Arzt gewesen, als er in Weimar war, und wir haben viel an ihm verloren. Er ist Anfangs verschlossen und geht seinen eigenen Weg; aber er theilt gern seine Erfahrungen mit, wenn er fühlt, daß man ihn versteht.

Ich bin seit dem 2. d. M. hier, wo ich bei der guten Mutter in den freundlichen Bergen lebe, und die Erinnerungen meiner Jugend, meines spätern Lebens mich umgeben, und wo ich alle Gegenstände wieder erblicke, die mich an so manche liebe Erscheinung meines Lebens mahnen. Da lebte Schiller einen Sommer mit uns 1788. Später kamen wir in den Ferien zu meiner Schwester, die ehemals an den Geheimrath von Beulwitz verheirathet war; seit sie sich trennten, und beide dadurch glücklicher wurden, hätte die gute Mutter gern gesehen, daß meine Schwester sie nicht verlassen hätte. Ich kam oft von Jena, um zu trösten. Auch

als Sie bei uns waren, war ich hier, und als Sie 92 von uns gingen; auf lange, lange Zeit reisten wir hieher. Ihr Andenken ist auch hier gegenwärtig, und ist ein lichter Punkt der Vergangenheit.

Heute ist Ernst gewiß in Köln, und wird den Dom besuchen. Er war einige Tage in Frankfurt; von da aus habe ich Nachricht. Er wird sich einsam fühlen ohne uns rc. Die Natur ist so freundlich um mich, die waldbewachsenen Berge sind von der Sonne erhellt, die Vögel singen und flattern in der blauen Luft vor meinem Fenster. Der Umgang der geistreichen Fürstin (eine Prinzessin von Homburg) und ihrer Schwester ist mir hier sehr erfreulich; sie hat so ernste, große Ansichten über das Leben, und hat schon viel verloren, was ihr lieb war; man findet immer einen Anklang der eigenen Gefühle wieder. Sie spricht so gern über Geschichte, über philosophische Gegenstände, daß man recht viel von ihr hören möchte.

Ich wohne bei der guten Mutter, die ich pflegen möchte, aber sie ist oft lebendiger als ich selbst. Ich bleibe diesen Monat hier; alsdann hoffe ich noch Karl zu besuchen, und in Würtemberg Trauben zu essen. Ich erwarte noch nähere Briefe von ihm, weil er nach einem Brief, den er dem König von W. schrieb, einer andern Bestimmung entgegensieht. Blieb' er für jetzt an der Schweizergränze, so möchte ich auch einige Meilen weiter streifen, und wenigstens Schaffhausen und den Rheinfall wiedersehen. Karl wohnt zehn Stunden vom Bodensee; wie würden diese Eindrücke auch den Töchtern wohlthun. Die Natur ist die bleibende, heilende Freundin; die Freude an der Welt und den Menschen wird doch oft getrübt; aber die Natur bleibt uns, wenn wir ihr treu bleiben.

Sagen Sie mir bald ein Wort, lieber Freund! Richten Sie Ihre Briefe nach Weimar, denn von Berlin aus ist die Mittheilung viel leichter dorthin, als nach Rudolstadt. Ich habe eine kleine Hoffnung, daß Sie mir vielleicht schon geschrieben haben könnten, und daß ich nächste Woche vielleicht den Brief von Weimar erhalte.

Wenn Sie zu allen guten und lobenswerthen Eigenschaften, die ich an Ihnen schätze, auch diese besäßen, gern Briefe zu schreiben, so würden Sie mir wohl viel Freude dadurch machen. Caroline und Emilie grüßen herzlich. Sagen Sie mir, wie Sie Körner's gefunden haben; mit ihnen kann ich nicht über meine Kinder sprechen, ihr Schicksal ist so traurig; man möchte keine Saite berühren, die so schmerzlich widerklingt. Leben Sie wohl, recht glücklich; alles Gute sei mit Ihnen!

Charlotte Schiller.

Noch in diesem Sommer reiste sie mit den Töchtern nach Würtemberg. Karl war damals in Altshausen, dem ehemaligen Deutschordensschloß und Sitz des Landcomthurs von Elsaß und Burgund. Im Jahr 1817, nachdem er gänzlich aus seinem Regiment ausgeschieden, wandte Frau von Wolzogen sich nach Stuttgart an die Königin Katharina, die es immer wohl meinte mit Schiller's Familie; und er kam nun in Würtembergische Dienste. Anfangs arbeitete er in Stuttgart im Bureau; es sagte ihm nicht zu, er wollte lieber auf's Land; und kam als Forstassistent nach Altshausen, wo noch ein Oberförster und ein Revierförster war.

Charlotte blieb beinah drei Wochen in Stuttgart; sah hier auch den ehemaligen Jenaer Hausfreund, Staatsrath Gros. „Er hat mich und meine Kinder," schreibt sie, „mit so viel Anhänglichkeit aufgenommen, daß es mich sehr rührte. Er ist wohl einer der klügsten Menschen; es ist eine Klarheit in seinen Ansichten wie in seinem Vortrag, daß man wie in einem reinen Krystall die eigenen Gedanken wiedergegeben sieht."

Ueber Ulm reiste sie nach Altshausen. Den Rheinfall sah sie am 7. September, beim Glühen der Abendsonne. Am selben Tage war ihre Schwester in Köln bei Ernst, ging mit ihm nach Deutz in den so schön am Rhein gelegenen Garten, sah vor ihr die alte heilige Stadt „in den Wellen sich spiegeln."

Ernst hatte Weimar verlassen, wo der Großherzog wenig freundlich gegen ihn war, trotz der lebhaften Theilnahme der Erbgroßherzogin Maria. Frau von Wolzogen hatte 1818 an Wilhelm Humboldt geschrieben, kurz vor seiner Abreise von Aachen, wo er beim Kongreß war. Er sprach sogleich mit dem Justizminister Beyme. Von Frankfurt aus schrieb er am 17. Dezember an Charlotte: „Sie können glauben, wie unendlich es mich gefreut hat, da Alles, was mit Schiller und Ihnen zusammenhängt, meinem Herzen ewig unendlich theuer bleibt. Ich habe den Minister Beyme so zuvorkommend und bereitwillig gefunden, daß es kaum mehr als eines einzigen Wortes von meiner Seite bedurfte.“ Ernst ward denn, ein halbes Jahr später, in Köln angestellt, als Landgerichtsassessor.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 13. November 1819.

Damit Sie sehen, verehrter Freund, daß ich mein Versprechen halte, so ergreife ich die erste Gelegenheit, die sich mir ganz unerwartet so bald anbietet, Ihnen dies Bild zu senden. Es freut mich, es in Ihren Händen zu wissen; es wird Ihnen ein heiliges Andenken unsrer Freundschaft sein und bleiben, das fühle ich.

Sie wissen, daß ich in Würtemberg war, und ich habe aus Dannecker's Hand dies Bild für Sie mir erbeten. Ich war glücklich bei dem guten Carl, der alle seine Liebe mir zeigte, und in dessen Herzen die Anhänglichkeit an seine Mutter und Schwestern lebendig bleibt, trotz aller Entfernung. Er liebt Sie auch herzlich; und freut sich Ihrer Bekanntschaft und Liebe sehr.

Ich hoffe, Sie hören Gutes von Ernst, durch Menschen, die seine Thätigkeit zu würdigen wissen. Wie ich als Mutter es ansehen kann, so freut mich seine Stimmung und Wirksamkeit sehr; er ist in diesen wenigen Monaten an vielen Erfahrungen

reicher geworden als vielleicht in einem andern Geschäftskreis in vielen Jahren.

Ich weiß wohl, daß Sie selten und ungern schreiben. Aber ich möchte doch wissen, nur durch einige Zeilen, ob Sie einen Brief von mir vom Monat Julius, aus Rudolstadt datirt, erhalten haben. Es würde mich sehr erfreuen, nur einige Zeilen von Ihnen zu sehen; Sie fühlen wie ich niemals zweifle an Ihrem Andenken, aber doch würde es mich freuen, die Versicherung davon zu hören. Alles Gute sei mit Ihnen, theurer Freund! Gott erhalte Sie gesund; ich bin bei den trüben Wintertagen nicht ganz ohne Sorgen um Ihre Gesundheit. So schön Berlin sein mag, so ist der Zug und die Kälte doch für einen, der vom schönen Rhein kommt, wohl auffallend. Ich war auch am Rhein, am Rheinfall, der nur acht Meilen von Carl's Wohnort ist. Der Taucher wurde mir auf's neue klar und deutlich. Meine Töchter sind ihnen empfohlen, die entfernten Söhne nicht weniger.

Charlotte von Schiller.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 21. Dezember. 1819.

Ich bin wieder zudringlich vielleicht, verehrter Freund; aber ich habe Ihnen so viel zu sagen, und dann geht dieser Brief meinen Ernst an. Sie würden es einer Mutter verzeihen, wenn sie das Glück ihres Sohnes wünschte, auch wenn diese Mutter Ihnen ganz fremd wäre. Daß ich glaube, daß Sie unser Freund sind und bleiben, auch wenn Sie Jahre lang schwiegen, und darum auch nicht fürchte, Ihnen zur Last zu fallen, das mag Ihre Freundschaft entschuldigen.

Ich habe im Monat November den Sohn meiner Freundin von Voigt, den Doktor Osann, Neffen des Staatsraths Hufeland, gebeten, Ihnen in einer offenen Schachtel das Gypsbild Schiller's mitzunehmen nach Berlin; aber er hat es nicht mitgenommen, und

es schmerzte mich, denn ich wollte es gern bald in Ihren Händen wissen. Er hat es mit seinen Sachen nachkommen lassen, und ich weiß noch nicht, ob es in Ihren Händen ist. Sonst bitte ich Sie, sich darnach zu erkundigen, damit es nicht in unrechte Hände fällt. Ich weiß es so gern bei Ihnen; und in einsamen Stunden, wo Ihr edles Gemüth Freude findet im Gefühl, für das Wohl Andrer Ihr Leben zu opfern, sei der Blick auf die edlen, reinen, verklärten Züge Ihnen ein heiliges Andenken.

Er hat überwunden! Für ihn ist keine Zukunft mehr; während wir, so lange wir leben, zum Kampf mit Verhältnissen oder unsrer eigenen Brust gerüstet sein müssen, und nicht wissen,

Was uns die nächste Stunde
Schwarz verschleiert bringt.

Ich bin nicht muthlos, aber in manchen Augenblicken des Lebens ist es mir doch, als könnte ich der Welt gar keine Freude mehr abgewinnen für Gegenwart und Zukunft; denn die Vergangenheit steht hell und freundlich in meiner Seele. Aber jetzt nichts mehr von mir!

Ernst hat mir geschrieben, daß er Ihnen seine Wünsche, Hoffnungen vertraut habe wie einem väterlichen Freund, daß in Ihren Händen sein Schicksal läge, und daß es ihm ein Glück mehr wäre, in Ihren Händen sein Glück zu wissen, und es Ihnen zu verdanken. Wie Sie Alles ansehen, möchte ich wohl wissen, da Sie alle Verhältnisse kennen; ich kann nur Wünsche für das Glück dieses geliebten Sohnes aussprechen, und der thätigen Theilnahme seiner Beschützer vertrauen. Der edle Großkanzler, der sein Schicksal leitete, wird, hoffe ich, gewiß auch nicht in seinen Erwartungen von Ernst getäuscht; denn die Art wie er sein Wesen ausbildet, die Thätigkeit, die er zeigt, sind mir sehr erfreulich. Sie werden für ihn sprechen, und sorgen daß das geschehe, was zu seinem Besten ist. Ich spreche Ihnen meine Wünsche vertrauensvoll aus. Es ist mir nicht leicht geworden; denn je mehr ich meine Freunde achte und liebe, je weniger möchte ich von ihnen fordern; doch ist

es auf der andern Seite das schönste Gefühl, reines Vertrauen zu haben in die Theilnahme unsrer Freunde, und ihnen das Gute danken zu können.

Ich möchte wohl von Ihnen hören; ich fürchte, dieser ungesunde Winter könnte Ihnen nicht zuträglich sein. Ich lebe übrigens in dem Andenken des Guten, das ich dieses Jahr erfuhr; und sehe bei den trüben sonnenlosen Tagen im Geist die erhellten Schweizergebirge, die ich an Carl's Wohnort so schön sah. Daß ich Sie wiedersah, Ihnen meine Kinder zeigen konnte, das ist mir eine sehr schöne Erinnerung.

Sehen Sie Körner's oft? Das Andenken an diese theuren Freunde ist mir so schmerzlich, ihr einsames kinderloses Leben ist mir so schrecklich, da sie alle die Freuden kannten, und im nahenden Alter nun verlassen sind! Leben Sie wohl, ich hoffe auf eine Antwort, und wünsche Ihnen eine freie Stunde, die Sie mir gönnen mögen. Meine Töchter wollen Ihnen genannt sein; daß sie Sie kennen, ist eine große Freude für sie. Möge Ihnen das neue Jahr Freude bringen! Sie bleiben mir nahe, das fühl' ich; und ich bleibe immer die treue Freundin

Charlotte von Schiller.

Fischenich an Charlotte.

Berlin, 12. Jänner 1820.

Hätte ich Ihnen, theuerste Freundin, angenehme Nachrichten mittheilen können, es wäre lange geschehen; leider aber konnte ich dies nicht. Auf einen unangenehmen Sommer, wo ich mit mancherlei Ungemach zu kämpfen hatte, ist ein herber Winter gefolgt, der mir noch mehr zu schaffen macht. Was mehrere Ärzte mir vorausgesagt haben, wovon ich selbst ein bestimmtes Vorgefühl hatte, ist nur zu sehr eingetroffen: das hiesige Klima will mir gar nicht zusagen. Ich leide unter Andrem fortwährend an Katarrh und Brustbeschwerden; und da die Anfälle zu schnell aufeinander folgen,

kann ich mich nicht erholen; und vermag endlich, so sehr ich mich wehre, keinen Widerstand mehr zu leisten. Ich habe daher auch erklärt, daß ich mich in keinen fernern Kampf mit den Elementen einlassen könne, und in's Vaterland zurückkehren würde. Ich gedenke diesen Entschluß, wenn nur immer möglich, nächsten Sommer zu verwirklichen; und hoffe dann, verehrte Freundin, etwas länger als bei meiner letzten Durchreise bei Ihnen zu verweilen. Ich habe Ihnen viel, sehr viel zu sagen.

Ernst hatte mir vor einigen Wochen wegen seiner Angelegenheit geschrieben; ich habe auf der Stelle mit dem Minister gesprochen, der auch sogleich beschloß, bei der Organisation, die man täglich erwartete, seinen Wunsch zu erfüllen. Mittlerweile sind wichtige Veränderungen vor sich gegangen, die Sie bereits aus den Zeitungen kennen werden. Es wird aber, wie ich zuversichtlich hoffe, keinen nachtheiligen Einfluß auf Ernst haben. Wenigstens werde ich alles mögliche versuchen; und ich habe schon jetzt Einleitungen getroffen, wovon ich das Beste erwarte. Seien Sie desfalls, liebe Freundin, ganz unbesorgt.

Körner's haben sich sehr angelegentlich nach Ihnen erkundigt, und freuten sich sehr, etwas von Ihnen zu hören. Ich habe sie nur wenig sehen können, theils Geschäfte wegen theils wegen öfterer Unpäßlichkeit. Man hat mir dies sehr übel genommen; insbesondere hat die Frau Geheimeräthin zu einem meiner Collegen geäußert: „in Dresden hätte ich sie öfter besucht, jetzt da sie alt seien, blieb' ich außen."

Das mir zugedachte Bild Schiller's habe ich noch nicht erhalten, auch mich vergebens bisher darnach erkundigt. Ich bin aber auch nicht gewiß, ob ich den Namen des Doktors, dem Sie es mitgegeben, recht gelesen habe. Wie sehr bin ich Ihnen dafür verpflichtet! Sie wissen, theure Freundin, was meinem Herzen Bedürfniß ist. Diese Liebe, diese Achtung, diese verehrende Anhänglichkeit bleiben ewig in mir jung; und ich fühle noch zu Vielem

Muth, so lange dieses Bild in mir lebt. Ich bitte Sie inständig, sorgen Sie dafür, daß ich die Büste bald erhalte.

Daß die Töchter sich meiner erinnern, freut mich sehr. Ich habe sie nur kurze Zeit gesehen, bin aber so mit ihnen befreundet, als ob ich sie lange gekannt hätte. Was ich für sie empfand, hat nun eine bestimmte Gestalt gewonnen. Ist Frau von Wolzogen wieder in Weimar? Ich habe sehr bedauert, daß sie bei meiner Durchreise gerade abwesend war. Haben Sie kürzlich die edle Großherzogin gesehen?

Ihre Wünsche beim Wechsel des Jahres erwiedre ich von ganzer Seele. Leben Sie wohl, verehrte Freundin, und haben Sie Dank für das schöne Vertrauen, wovon Sie mir einen neuen rührenden Beweis gegeben haben. Ich bin und bleibe unveränderlich, was ich von je her war, und unter die größten Güter des Lebens rechne,

Ihr Freund

Fischenich.

Fischenich an Charlotte.

Ich habe Schiller's Bild erhalten, mit Ihrem Brief vom 13. Nov. v. J. Ich danke Ihnen nochmals, theure Freundin, für dieses schöne Geschenk, das mir große Freude macht. Es hat um so mehr Werth für mich, da es aus Ihren Händen kommt, und Sie es von Dannecker für mich erbeten haben. Die Form ist geistreicher, und ich möchte sagen milder als an andren Bildern, daher auch der Ausdruck auf's glücklichste mit ihr verschmolzen. Besonders sind Auge und Mund gelungen. Das Charakteristische des letztern hat der Künstler sehr wohl aufgefaßt, und die zarte Linie, die durch die geringste Abweichung und durch den geringsten Zusatz leicht etwas andres sagt, sorgfältig beobachtet. In diesem Bilde finde ich den hohen Geist und das kindliche treue Gemüth unsres Freundes.

Sie werden ohne Zweifel meinen Brief aus der ersten Hälfte dieses Monats erhalten haben. Ich habe auch Ernst geantwortet, und ihm versichert, daß er ohngeachtet der neuern Vorfälle außer Sorgen sein könne. Sein Wunsch wird erfüllt werden. Ich hätte gewünscht, daß er jetzt gleich bei der bevorstehenden Organisation zum Richter ernannt werden könnte; dies ist aber, wegen der großen Zahl derer, die ältere und nähere Ansprüche haben, vor der Hand nicht möglich.

Sie haben mir gleich Anfangs, verehrte Freundin, wegen Hrn. Hufeland, dem Bruder des Staatsrathes, geschrieben und ihn mir als Arzt empfohlen. Der Zufall hat mir einen andren zugeführt, der mich recht gut behandelt, und mit dem ich zufrieden bin. Es ist der geheime Obermedicinalrath Dr. Kohlrausch, in dessen Hause ich wohne. Er kennt Sie und Schiller, der ihm, wie er mir sagte, persönlich wohl gewollt, und gute Rathschläge, als er seine Reise angetreten, gegeben habe, die er noch immer dankbar anerkennt. Er widmet mir große Sorgfalt, ohne mich mit seiner Kunst zu quälen. Er hat meinen Zustand richtig erkannt, und beobachtet eine Methode, auf die ich andre Ärzte oft vergebens aufmerksam machte, worauf er aber von selbst durch eigene Beobachtung gekommen ist. Aber freilich vermag er den nachtheiligen Einfluß des Klima, insbesondere der Kälte, der herben, scharfen und schneidenden Luft, nicht zu hindern. Er hat mich diesen Winter schon einigemal hergestellt; so oft ich aber ausging, kehrte das Übel zurück. Durch die öftern Anfälle bin ich daher auch sehr entkräftet und abgemagert.

Viele herzliche Grüße an Emilie und — wahrhaftig ich bin des andern Namens nicht gewiß, woraus man aber ja nichts folgern wolle; auch an Carl, wenn Sie ihm schreiben.

Berlin, 18. Jänner 1820.

Ihr Freund

Fischenich.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 8. Julius 1821.

Ich lebe immer in dem Glauben, daß Sie, verehrter Freund, uns nicht aus Ihrem Gedächtniß verlieren, wenn Sie uns auch kein Lebenszeichen geben. Ich weiß wohl, daß die höhern Pflichten, denen Sie leben, die Mittheilungen hindern. Denn die Geschäfte nehmen manche Stunde der Freundschaft; und wahre Freundschaft tritt auch gern in den Hintergrund, wenn das ernstere Interesse der Menschheit zur Sprache kommt. Sie sehen, daß es immer so bleibt, so lange wir leben; daß ich immer bereit bin zu entschuldigen, selbst wenn ich sehnlich wünsche, zu wissen, wie es meinen Freunden geht.

Auch hätte ich sehr gern von Ihrer Gesundheit gehört, für die ich bei dem vorigen frühen kalten Winter fürchtete. So denke ich auch jetzt bei dem feuchten Sommer, daß Ihnen die nördlichere Luft nicht zusagen möchte. Auch ich war seit November krank, und hatte mit Übeln aller Art zu kämpfen. Ich hatte zu früh mich meiner rückkehrenden Kräfte gefreut. Eben in dem Zustand von Unruh und Schmerz erwachte die Sehnsucht heftig, diesen Sommer, statt die Ärzte zu fragen, ob ich Bäder und Heilquellen suchen sollte, an den Rhein zu gehen.

Ich habe es nun so weit gebracht, daß ich in drei Tagen abreisen, und mehrere Wochen, bis zur Weinlese, bei Ernst bleiben werde. Der Herbstaufenthalt wird sich verlängern, wenn die Witterung günstig ist. Daß ich gern vom Schicksal die Gunst erbäte, daß Sie endlich zurückkehren möchten zu der Heimath, daß ich Sie dort auch sehen könnte, das glauben Sie mir ohne diese neue Versicherung. Auf jeden Fall sage ich Ihnen, daß Sie weder mich noch die Töchter in Weimar fänden, wenn Sie durchreisen könnten. Wir ziehen Alle an den schönen Rhein, und freuen uns, Ernst in seiner ehrenvollen würdigen Laufbahn zu sehen, die freie Zeit seines Geschäftslebens zu theilen; denn stören wollen wir ihn nicht.

Wenn man bedenkt, wie kurz das Leben ist, wie viele vergebliche Wünsche und Erwartungen man hegt, so muß man der innern Stimme Gehör geben, und die Sehnsucht nicht unterdrücken, die einer Mutter wohl natürlich ist, die um ihrer Kinder willen lebt. Ich hege die Hoffnung, daß auch Carl zu uns kommen kann, im September vielleicht. Da er Hoffnung und Versprechen hat, in eine freundlichere Lage zu kommen, in andre Umgebungen, so kann ich die Zeit nicht bestimmen, wie bald wir ihn sehen. Er kann nicht zu jeder Zeit Urlaub bekommen, zumal wenn er ein neues Amt erhält; wie ich hoffe und sehnlich wünsche, und wie sein König ihm versprochen hat.

Ich war noch vierzehn Tage lang bei meiner guten Mutter in Rudolstadt. Sie ist für ein Alter von 78 Jahren noch rüstiger als viele ihres Alters; aber doch kann man nicht ohne Sorge sein, und muß sie dem Schutz einer höhern Macht empfehlen, die für das Alter wie für die Jugend waltet. Sie selbst wünscht diese Reise, und freut sich mit uns. Sie ist mit liebenden Freunden umgeben; auch meine Schwester kommt in ihre Nähe, die sie auch besuchen wird. So kann ich ruhiger über sie sein; und hoffe, sie in diesem Herbst wiederzusehen, und ihr von Ernst zu erzählen. Sie lebt in dem Wohlsein ihrer Kinder und Enkel, und theilt alles Gute mit uns. Ich habe sie aber doch mit Schmerz verlassen; in solchem Alter fühlt man erst recht alle Grade der Liebe, die die Eltern uns in hülflosem kindlichen Zustand empfinden ließen, und wir möchten wiedervergelten können.

Ich schließe, theurer Freund, und bitte Sie um Ihren Segen zu meiner Reise. Ihr Andenken wird uns umschweben. Ernst schrieb mir früher, daß er Köln auch deswegen lieb habe, weil man Sie dort so innig liebte und ehrte. Wie schön wäre es, wenn Sie mit uns am Rhein wandeln, wenn wir Sie dort empfangen könnten! Meine Töchter sind Ihrer Freundschaft wie Ihrem Andenken empfohlen. Alles Gute sei mit Ihnen. Leben Sie wohl.

Charlotte von Schiller,
geborne von Lengefeld.

Am 11. Juli trat sie die Reise an. Beinah vier Monate blieb sie in Köln. Vier Tage war sie in Bonn, wohnte im „Stern"; sah das Münster, freute sich der „einzig schönen" Aussicht vom Schloß aus, machte Ausflüge nach Godesberg, nach dem Drachenfels, war in Poppelsdorf auf „der Terrasse von Clemensruh", auf dem Kreuzberg, auf dem alten Zoll. Doch hören wir das Alles von ihr selbst!

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 17. November 1821.

Ich muß Ihnen, lieber Freund, ein Lebenszeichen geben, Ihnen Rechenschaft geben, wie ich Ihr schönes Vaterland gefunden, da noch die Eindrücke so schön in meiner Seele sind; auch ehe ich mich ganz an die Rheinischen Sitten gewöhne, wo man lieber spricht als schreibt. Wir bedürfen hier, ernstlich gesprochen, wo uns die Natur nicht anspricht, auch mehr, uns in unsrem Innern Freude zu bereiten; und leben mehr in unsren Vorstellungen, die wir uns erschaffen müssen, um uns über die Gegenwart zu erheben: da hingegen dort eine Welt, die schön beleuchtet sich über dem Strom spiegelt, die großen bewegten Wasserspiegel, das Leben und Treiben der Menschen, die auch selbst das Element bekämpfen, schon unendlich zu denken gibt. Die lebendige Natur hat mehr Recht, das Gemüth zu beschäftigen; daher schreibt man auch nicht so viel.

Ich habe mein Herz erweitert und erfrischt; Vergangenheit und Zukunft liegen tröstender und heller in meiner Seele. Meine Gesundheit hat die dortige energische Luft mehr befestigt; wenn die Nordwinde und die feuchten Nebel mir nicht wieder schaden.

Wären Sie noch gekommen, so hätte ich noch mehr Freude gehabt. Auch mein guter Carl konnte nicht kommen! Aber Sie und er waren unsichtbar uns nahe. Über Ernst habe ich mich sehr gefreut; sein Streben, seine Thätigkeit sind mir sehr ehrwürdig;

dabei ist er gemüthlich, mild im Leben und für alles Große und Schöne empfänglich. Es ist sein inniger Wunsch, Ihre Liebe, Ihre Achtung zu gewinnen. Mir wäre es tröstlich, Sie von einem so treuen, liebenden Freund umgeben zu wissen. Er würde Sie oft an den geliebten Vater erinnern. Sein Amt ist ihm über Alles wichtig; er scheut keine Thätigkeit, wo er nützen kann. Seine Ideen sind so klar, so geordnet, daß ich mich sehr daran ergötzte.

Die alten Denkmale der Geschichte, der Kunst, haben mich sehr beschäftigt. Die Glocken des Doms, — der selbst wie ein menschliches Werk, das nicht vollkommen sein soll, weil es menschlich ist, — haben mich innig oft ergriffen, und wie eine Elegie an das Irdische, Vergängliche gemahnt, dabei über die Kraft des Geistes, die über Welt und Zeit zum Ewigen strebt, auch getröstet.

Hätten Sie mit mir in Ihrer Vaterstadt herumgehen können, wo ich vier Tage war, wie hätte ich mit Rührung mit Ihnen die Plätze besucht, wo Sie mit Ihrer Familie lebten, wo Sie sich später so wohl in Ihrem Geschäftsleben fühlten, wo so Viele ruhen, die Sie an das Leben banden! Ich habe auch dort gefühlt, wie Sie an meinem Glück, an meinem Schmerz theilgenommen. Nicht wahr, in Bonn erhielten Sie die Nachricht über Schiller's Hingang? Dort beweinten Sie ihn, und mich! An der schönen Bildsäule der heiligen Helena, in dem schön gewölbten Münster, dachte ich, daß auch Sie dort manche fromme Wünsche und Gebete ausgesprochen. Ich habe auf meine Weise dort gebetet.

Auf dem Kreuzberg war ich, in Poppelsdorf. Es gibt wohl keinen schönern Standpunkt in der Welt; oder ich möchte sagen: was kann so mit allen schönen Standpunkten die Vergleichung aushalten wie die Terrasse von Clemens-Ruh! — Wir sind über Godesberg, wo ich die Ruinen bestieg, nach Königswinter über den Rhein gefahren, haben den Drachenfels bestiegen. Ich habe mich bis an das Denkmal des tapfern Landsturmhauptmanns tragen lassen auf einem Sessel, mehr um meine Kinder und Gesellschaft, meinen Vetter Rittmeister von Wurmb, nicht zu lange aufzuhalten;

meine Kräfte hätten es übrigens wohl erlaubt. Auf die Ruine selbst habe ich mich führen lassen.*)

Wie schön sind die Schluchten des Siebengebirgs, die Buchenwälder! Wie lieblich die kleinen Wohnungen der Weinberge! An Nonnenwerth sind wir vorübergefahren, und von da wieder nach Bonn. Die Bibliothek besuchten wir; den hohen Zoll; und ich finde die Lage des Schlosses einzig schön!

Was mich besonders auch anzieht, sind die vielen Alterthümer, die man findet, die geschichtlichen Merkwürdigkeiten dieses Landes; — mit der einzig schönen Natur! Ich habe die Hinreise zu Wasser gemacht, die Heimreise zu Wagen. Bis Koblenz ist Ernst mitgefahren. Menschen habe ich im Verhältniß viele gesehen. General-Advokat Bölling sah ich in Deuz. (Sie lieben auch den Ort, habe ich zu meiner Freude erfahren.) Auch Ihren Freund Schwarz sah ich. Graf Solms war die meiste Zeit abwesend; er kam erst zwei Tage vor meiner Abreise nach Köln zurück. Berghaus, Verkenius, Detroux lernte ich kennen.

Eigentlich lebte ich doch nur für Ernst in Köln,**) und habe die Zeit eingerichtet, wie seine Geschäfte es nöthig machten. Auch wissen Sie, daß im Sommer nicht viel Gesellschaften sind; und weil auch da meistens gespielt wird, und ich das nicht kann, so suche ich solche gesellschaftliche Unterhaltungen nicht, an keinem Ort. Ich habe die Freiheit des Lebens nach meiner Weise genossen; die merkwürdigen Plätze besucht.

Meine Töchter haben sich sehr glücklich gefühlt; sie sehnen sich nach dem Rhein, nach dem Bruder, nach dem Dom. Wir sprechen uns noch nicht aus; denn wir sind noch im Geist dort,

*) Dem vorliegenden Briefe legte sie ein (noch jetzt aufbewahrtes) Eichenblatt bei, das sie auf dem Drachenfels am 23. Sept., einem wunderschönen Tage, einem Sonntag, gepflückt hatte.

**) Sie wohnte mit den Töchtern bei ihm; Anfangs auf der Hochstraße dem Sporgäßchen gegenüber. Hernach zog sie mit ihm zu der wohlbekannten, vielgerühmten Frau Sülzen, am Bollwerk Nr. 15, wo sie den schönen Blick über den Rhein nach Mülheim hatte.

und jedes hat die Sehnsucht im Herzen. Der Gedanke an Ernst's fortschreitende Existenz, an die große Natur, die Erinnerung der Kunstwerke, dies Alles hat belebend und bildend auf die Töchter gewirkt. Ich freue mich, daß sie diese Erfahrungen gemacht haben.

Wir sind auch an den Assisen gewesen, und sind überhaupt recht bewandert in der Rechtswissenschaft. Wie gern hätte ich Sie dort sprechen hören! Denn Ernst sagte mir, daß Sie so schön sprechen, und sich so würdig öffentlich zeigten. Er hat einen Sekretär, der unter Ihnen auch arbeitete, der ihm manche Züge Ihres Geschäftslebens mittheilte. Wie ich eben zugegen war, sprach ein sehr guter Advokat, Holthof, mit einer Beredsamkeit, die mich an die französischen Rechtsfälle erinnerte. Herr von Mylius war Präsident. Es ist eine sehr belebende Art, über das Recht zu sprechen; und obwohl die menschliche Natur — die meistens leider im Zügel gehalten werden muß, und nicht das Gute zu suchen lebt, sondern das Leben auf alle Art zu benutzen und zu genießen — nicht auf einmal sich erhebt, so glaube ich doch ist das öffentliche Verfahren eine Stufe zum Besserwerden; denn es werden so viele Dinge zur Sprache gebracht, die zum Guten den Weg zeigen; wer hören will, kann viel hören.

Ich bitte Sie, mir bald zu schreiben, lieber Freund! Ich denke, Medizinalrath Kohlrausch, der mir Ihren Brief brachte, hat Ihnen viel von mir gesagt. Ich habe zwei Briefe von Ihnen voriges Jahr erhalten, dieses Jahr *einen*. Ich weiß und fühle, daß unsre Freundschaft nicht der Briefe bedarf. Aber es thut doch wohl, von Ihnen zu hören. Und ich schreibe Ihnen auch gern.

Die Töchter wollen empfohlen sein. Caroline hat im Dom mitgesungen, Emilie hat Aussichten am Rhein gezeichnet. Auch den Weingarten, wo sie oft waren, sind wir vorübergegangen. Alles Gute sei mit Ihnen!

Charlotte v. Schiller.

Sie war schon am Rhein, als Fischenich den hier folgenden Brief, den letzten, der uns erhalten ist, ihr übersandte.

Fischenich an Charlotte.

Herr Geh. Rath Kohlrausch macht eine Reise an den Rhein; ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen, verehrte Freundin, zu sagen, daß ich Ihren letzten Brief erhalten habe. Wie freue ich mich, daß der Rhein Sie endlich angezogen, und Sie dort einige Zeit verweilen werden. Könnte ich doch auch Zeuge Ihrer Freude sein, und Theil daran nehmen! Ist es nicht sonderbar — so lange ich am Rhein war, fügte es sich nicht, daß ich Sie und die Ihrigen dort gesehen hätte. Kaum erhalte ich eine andre Bestimmung, als Ihr Sohn an den Ort berufen wird, den ich verlassen muß. Und diesen Sohn besuchen Sie, während mein Schicksal mich hier noch festhält. Meine Absicht ist indeß noch immer, im Herbst zurückzukehren, wenn nicht ganz besondere Hindernisse eintreten. Ist mir der Himmel günstig, so finde ich Sie noch am schönen Fluß; wo nicht, so hoffe ich Sie doch in Weimar zu sehen. — Ich kann das Ende Ihres Briefs nicht lesen ohne die tiefste Rührung. Mein Segen und meine Wünsche begleiten Sie überall, und gewiß an den Rhein. Aber ich denke an den Segen eines Andren, von dem ich die Weihe erhalten.

Es freut mich, von Ihnen, theuerste Freundin, zu hören, daß meine Landsleute mir wohlwollen; ich habe davon noch während meines Hierseins die rührendsten Beweise erhalten. Sie wissen es aber auch, diese Landsleute, daß ich mit ganzer Seele an ihnen hange; und Ihnen darf ich es wohl sagen — dies ist es, was mich bisher hier zurückgehalten.

Wenn Sie nun so im Familienkreise beisammen sind, werden Sie meiner doch zuweilen gedenken. Thun Sie das ja; denn mein Rheinischer Genius ist mir treu geblieben: er sagt es mir gewiß, und ich weiß, was er mir schon gesagt hat. Seien Sie alle herzlich gegrüßt, Mutter, Töchter und Söhne; denn ich hoffe, Carl wird auch gekommen sein. Noch einmal: meine Wünsche begleiten Sie überall.

Sie haben doch den Brief, den ich Hrn. Mayer mitgegeben, erhalten. Hierin hatte ich Sie ersucht, mich zu benachrichtigen, ob die beiden frühern Briefe Ihnen zugekommen seien.

Berlin, 3. Aug. 1821.

Ganz der Ihrige

Fischenich.

Charlotte an Fischenich.

Rudolstadt, den 15. August 1823.

Ich schreibe Ihnen, verehrter Freund, aus dem Ort, wo ich geboren, wo ich meine gute Mutter, die ihr achtzigstes Jahr erreicht hat, besuche, wo ich die Natur und meine Jugendfreundinnen immer gleich anziehend und wohlthuend finde. Auch eine Schwäche der Augen hält mich hier, weil ich einen guten Augenarzt habe. Ich sage Ihnen das im Voraus, weil Sie es meiner vielleicht sehr ungleichen Handschrift ansehen, und mir es verzeihen sollen.

Auch Ihr Andenken, lieber Freund, ist hier einheimisch. Als wir uns 1792 von Ihnen trennten, als Sie Jena verließen, waren wir hier. Die Gesinnungen haben sich nicht geändert, und eben deswegen rechne ich mehr auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart, und deute mir nie Ihr Schweigen als Mangel an Freundschaft; und wenn ich auch oft recht sehnlich wünsche, von Ihnen zu wissen, so denke ich mir doch keine Veränderung Ihrer Gesinnung möglich, weil ich von meiner Freundschaft für Sie auf die Ihrige gegen mich gern schließen mag.

Ich komme in diesem Augenblick mit recht freudigem Herzen zu Ihnen. Ich fühle nur, daß ich Ihnen gern die Erfüllung eines Wunsches verdanke, der mir sehr am Herzen liegt. Ich weiß, daß Ihr Antheil schon heilbringend ist 2c.

Wie würde es mich glücklich machen, wenn ich künftig längere Zeit in dem schönen Bonn leben könnte 2c. Karl gibt mir Hoffnungen zu einer glücklichen Familienverbindung in seinem Vaterlande. Das Land, wo sein geliebter Vater geboren, ist auch das

seinige; denn er ist auch dort geboren, als wir in Ludwigsburg waren. Ich lebe von neuem in der Liebe meiner Kinder auf, weil ich ihr Glück zu verstehen vermag und es für sie vom Himmel erbitte. Auch der unsichtbare Segen des geliebten Vaters ist uns nahe; und alles Gute, was ich hier noch genießen soll, wird mir durch die unsichtbare, schützende Hand der Liebe erhöht. Meine Töchter sind bei mir; sie pflegen die geliebte Großmutter nach ihren Kräften; mir sind sie liebende Freundinnen, und je mehr Freude und Hoffnung sich um uns vermehrt, je inniger schließen sich unsre Herzen aneinander. Diese Augenblicke des Vertrauens, des Mittheilens, Mitfühlens sind ein stilles Glück, welches keine Zeit rauben kann, welches mir Gott, der alles Gute gibt, vielfältig gab.

Ich hoffe, von Ihnen noch hier zu hören; denn ich bleibe bis zur ersten Woche des September, wo nicht länger noch; die Gesundheit der guten Mutter wird meine Rückkehr nach Weimar bestimmen. Ich selbst, so glücklich ich hier bin, habe doch auch zuweilen Sehnsucht nach dem Ort, wo ich so glücklich war, und der so viel bewahrt. Meine geliebte Frau von Stein, meine verehrte Großherzogin, die mir dieses Jahr so viel Unruh' durch ihre Gefahr des Lebens gab, sähe ich gern wieder. Sie war bis jetzt auch abwesend im Wilhelmsthal.

Ich wage nicht zu fragen, ob Sie bald in Ihr Vaterland zurückgehen; aber ich möchte wissen, ob Sie wohl sind 2c. Daß Sie ganz geschwiegen die Zeit, ist mir oft schmerzlich. Wenn Sie mir nur Ein Wort zuweilen sagten, nur wie Sie leben! Daß ich aber immer an Ihre Freundschaft glaube, daß ich es allen andern Abhaltungen leichter zuschreibe, als daß ich glauben möchte, Sie könnten uns vergessen, das muß ich Ihnen noch sagen 2c.

Wie wir, in jener glücklichen Periode unsres Lebens, jedes von uns seine Vaterstadt pries, oder von seinen Reisen erzählte, dachte ich nicht, daß ich Bonn auch so schön in der Wahrheit finden würde. Es ist meiner Ansicht nach einer der schönsten

Plätze der Welt. Die Terrasse von Poppelsdorf ist mir noch das Schönste, was man sehen kann. Sie hatten sehr leicht, alle Vorzüge zu empfinden. Ich schließe, damit dieser Brief noch auf die Post kommt. Meine Töchter wollen Ihnen empfohlen sein. Die Söhne empfehle ich Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft ꝛc. Mir erhalten Sie Ihre Freundschaft, Ihre Theilnahme, und bleiben stets von der meinigen versichert.

Charlotte von Schiller
geb. von Lengefeld.

Einen Brief aus dieser Zeit, von der Großmutter an ihre Enkelin Emilie, bald nach ihrer Abreise von Rudolstadt geschrieben, wollen wir hier einschalten.

Frau von Lengefeld an Emilie.

Montag. [Oktober 1823.]

Meine geliebte Emilie. Wie sehr mir Dein Glück und Deine Ruhe am Herzen liegen, bist Du überzeugt, theures Kind. Mein tägliches Gebet zu Gott ist: er soll meinen geliebten Kindern nach seiner Barmherzigkeit in dieser Welt Alles schenken, was nützet und für die Ewigkeit gut ist; und der fromme Sinn, der meine beiden so innig geliebten Mädchens (Dank seiner ewigen Güte) umgibt, sichert mir die Gewährung meiner heißen Bitte. Getrennt sind wir nicht. Meine beste Emilie geht durch Gottes Gnade den Weg muthig fort; und beharrt in den Grundsätzen, die sie sich durch seinen Beistand eigen gemacht; ist das Glück der besten Mutter, und jedermann erzählt mir von ihrer Liebenswürdigkeit, ohne von ihren Grundsätzen abzuweichen. Alles durch Gott, und Alles in Beziehung auf ein besseres Leben! Carolinchen ist gewiß nicht ohne großen Nutzen hier; und der Gedanke, Euch guten Seelen noch am Abend meines Lebens durch Euer Hiersein Nutzen zu bringen, erfüllt mich mit Freude und Ruhe ꝛc. Deine gute Fürstin

hat mir versichert, daß ihr Dein Brief viel Freude gemacht. Ida ist sehr wohl niedergekommen. So wie das Kind da war, dankte Witzleben Gott auf den Knien; das hat mich sehr ergriffen; unser guter Beulwitz ist überglücklich. Ich muß schließen, indem ich Dich zärtlich umarme. Unser Wahlspruch sei: Gott mit uns in Zeit und Ewigkeit!

v. L.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 29. Oktober 1823.

Sie erlauben, theurer Freund, daß ich Ihnen für Ihren Brief, für Ihre Mittheilungen danke. Es ist mir selbst ein beruhigendes Gefühl, Ihnen auszusprechen, wie ich Ihre Freundschaft für mich und Schiller's Kinder, die Ihrem Herzen auch nahe sind, empfinde ꝛc. Ernst wird Ihren Brief nun erhalten haben, und Ihre Gründe wie ich ehren und erkennen ꝛc. Ich bin eben nicht grämlich und gönne der Jugend gern ihre Freuden. Aber ich fühle doch, daß die höhere Bildung nicht so bei der Jugend zur Sprache kommt. Es gibt Frauen, die in früher Jugend schon ernst sind; aber es gibt auch andere, die nur am liebsten der Neigung zum Vergnügen folgen. Und diese wären für einen ernsthaften Mann nicht wohlthuend.

Daß Ihnen mein Landsmann, ich möchte lieber sagen Sprachgenosse, von uns erzählt, wundert mich; da ich ihn nie sehe, nie eine Luft mit ihm einathme. Auch meine Töchter kennt er nur flüchtig. Ich glaube, Ihr Ruf als Rechtsgelehrter hat ihm den Muth gegeben, sich bei Ihnen zu zeigen. Es ist eine von den Naturen, die ich nicht gern sehe und die gar keine Berührungspunkte mit mir hat. Daß solche Menschen Sie sehen können, lieber Freund, und wir, die Sie so gern sähen, nicht, das ist auch ein Schicksal! Mein Schwager hat mir Ihren Antheil an Ernst gerühmt ꝛc. Daß Sie auch unsern Freund Stein gesehen haben,

freut mich sehr. Ich wünsche innig, daß er die rechten Wege finde, um seinen Sohn, den er leider wieder mitnehmen mußte, auszubilden. Es wird mir oft sehr schmerzlich zu Muth, wenn ich mir seine eigene Existenz denke. Ich weiß noch, daß Schiller in unsern vertraulichen Abendstunden über die Existenz seiner Freunde mit Ihnen sprach. Er sagte so zuverlässig: „Für Stein stehe ich, daß er glücklich wird in der Welt.“ Und leider ist dies nicht eingetroffen! Die gute Mutter grüßt Sie sehr; sie ist oft recht leidend, und ich fürchte, sie verschwindet einmal schnell aus unserm Kreise. Auch meine Mutter besitze ich mit Sorgen. Doch ist ihre Natur weit kräftiger, als die der Frau von Stein.

Ich soll Ihnen, theurer Freund, sehr viel Schönes von der Großherzogin sagen. Sie trug mir auf, Ihnen zu schreiben, daß Ihr Andenken ihr sehr viel Freude macht. Sie ist viel besser, als da ich sie voriges Frühjahr verließ. Doch fürchte ich immer, daß sie den Winter wieder leiden möchte. Die Liebe, der Antheil derer, die ihr näher sind, wie die Sorge des ganzen Landes hat sich rührend während ihrer Krankheit ausgesprochen. Sie ist so bescheiden, so anspruchlos, daß sie glaubte, es jetzt erst zu erfahren; aber doch hat es ihr im Stillen wohlgethan, diese allgemeine Liebe wieder besonders zu empfinden.

Von Carl höre ich auch Gutes; er hat der Hochzeit seines Bruders beigewohnt und hat die schöne Rheinreise gemacht. Er war sehr glücklich darüber; die Brüder hatten sich in sechs Jahren nicht gesehen. Die Töchter sind wohl, gut, und machen mir viel Freude. Ich möchte wohl, Sie könnten einmal länger mit uns sein. Sie würden wohl finden, lieber Freund, daß sie ein stiller Segen, des heiligen Andenkens werth sind, das sie so treu im Herzen bewahren. Emilie ist es oft recht schmerzlich, daß sie keine Erinnerung an den geliebten Vater haben kann; denn sie war zehn Monate, als sie ihn verlor! Ich empfehle Alles, was ich liebe, fern und nah, Ihrer Freundschaft, Ihrem Wohlwollen. Schonen Sie Ihre Gesundheit! Daß Sie ein ganzes Jahr krank waren,

thut mir sehr leid. Das Klima von Berlin soll für eine schwache Brust nicht gut sein. Schonen Sie sich um Ihrer Freunde willen recht. Sie sind durch sich selbst, durch Ihr edles Streben so Vielen ein Segen. Alles Gute sei mit Ihnen.

Charlotte von Schiller
geborne von Lengefeld.

Charlotte an Fischenich.

Weimar, den 5. Januar 1824.

Mein Herz treibt mich, Ihnen, verehrter Freund, im neuen begonnenen Jahr meine Wünsche für Ihr Wohl und Glück auszusprechen. Da ich durch so viele traurige Erfahrungen lerne, die Zeit zu benutzen, so will ich nicht bei einem so langgeschätzten und bewährten Freund meine Segenswünsche nur im Herzen bewahren, die ich so gern ausspreche.

Je länger ich lebe, je mehr ich verliere, je lebendiger tritt die schönere Vergangenheit vor die Seele. Die schöne höhere Welt öffnet sich dem sehnsüchtigen Blick immer mehr, je mehr die geliebten Erscheinungen an mir vorübergehen, und ich halte die Vergangenheit fester.

Auch meine geliebte Mutter ist meinen irdischen Blicken entzogen. Am 11. Dezember verlor ich sie! Im einundachtzigsten Jahr! Ich hoffte jedes Jahr, sie noch einige Jahre länger zu behalten. Mein Trost ist, daß ich ihr manches stille Opfer brachte, daß ich, um bei ihr sein zu können, die Sehnsucht nach den geliebten Söhnen unterdrückte, daß ich ihr das liebste gab, was ich konnte, daß ich ihr meine Tochter gab. Auch ist Caroline bei ihr geblieben, und hat die schmerzlichsten Momente der Krankheit getheilt, gelindert; hat noch die geliebte entseelte Hülle bewacht, bis sie die Erde verbarg! Unter einer Esche, neben dem geliebten Vater, den sie fünfzig Jahr überlebt, ruht sie nun.

Manche Momente überfällt mich eine große Schwermuth und Sehnsucht. Doch oft auch fühle ich, daß wir nicht getrennt sind, daß die Liebe ewig ist; und immer reicher wird mir die andere bessere Welt. Was ich noch wünsche, ist das Glück, die Zufriedenheit meiner Kinder ꝛc. Die Töchter leben still in ihrem Gemüth, doch thätig durch Liebe nach außen, bei mir. Sie machen mich beide sehr reich und glücklich, denn sie haben das edle Gemüth des Vaters wie die Söhne. Erhalten Sie uns Allen Ihre Theilnahme, Ihre Liebe; und rechnen Sie auf das Vertrauen der Mutter wie der Kinder, die dem Freund des geliebten Schiller auch noch gern Achtung und Freundschaft zeigen. Wenn ich meinen Wünschen Raum geben möchte, so würde ich dies für eine große Freude halten, mit Ihnen, theurer Freund, einmal noch in Bonn herumzuwandeln. Ich kenne jetzt den Ort, wo ich denke daß Sie Ihre Jugend verlebten; und weiß, wie schön es dort ist. Der ganze Rhein liegt herrlich in meiner Erinnerung. Leben Sie wohl, und empfangen von uns Allen die herzlichsten Grüße.

Charlotte von Schiller.

In einem Postscript fügt sie hinzu: „Meine Augen sind durch viele Unruh noch angegriffen. Verzeihen Sie daher, wenn ich flüchtig schrieb."

Dies sind die letzten Zeilen, die sie an Fischenich gerichtet; und seit dem Mai dieses Jahres schrieb sie an niemand mehr Briefe. Ihr Augenleiden verschlimmerte sich; sie ließ wohl noch durch Emilie schreiben, aber eigenhändig konnte sie es nicht mehr.

Wir lasen oben, daß ihre Mutter das Band war, das sie in Thüringen zurückhielt. Nach ihrem Tode blieb sie nicht lange mehr; sie unternahm mit ihren Töchtern eine Reise, um die Söhne zu besuchen, 1824 Carl in Würtemberg, 1825 Ernst in Köln. Ein ganzes Jahr war sie auf dem Reichenberg (einige Stunden von Heilbronn), wo Carl Revierförster war, vom Sommer 1824

bis Sommer 1825. In diese Zeit fällt Carl's Hochzeit, 12. Februar 1825, in Gaildorf, wo der Vater seiner Braut Gerichtsarzt war.

Im Juni 1825 kam sie nach Köln; wohnte Anfangs bei Ernst auf der Marzellenstraße, dann längere Zeit wiederum am Bollwerk bei Frau Sülzen. Von ihren Töchtern war jetzt nur Emilie bei ihr. (Caroline war in Karlsruhe in Schlesien, als Erzieherin einer Tochter des Herzogs Eugen von Würtemberg.) Im Juni 1826 verließ sie Köln, um sich in Bonn einer Augenoperation zu unterwerfen. Walther's großer Ruf hatte sie dazu bewogen; sie hatte zu ihm das größte Vertrauen. Vier Wochen hindurch beobachtete er sie. Alle Tage ging sie spazieren, ward geführt; das Grün, die Wolken hat sie gesehen oder zu sehen geglaubt. Sie litt am Staar, aber ganz eigenthümlicher Art.

Am 4. Juli, Dinstags, war die Operation, glücklich, schmerzlos. Es ward ihr nun ein Verband um die Augen gelegt, und sie mußte zu Bett liegen bleiben. Samstags den 8. ward der Verband abgenommen. Sie sagte zu Walther: „Ich sehe Sie sehr gut sitzen." Ein neuer Verband ward aufgelegt. Sie hatte sich die vorigen Tage immer müde und angegriffen gefühlt; sie war es jetzt noch mehr. Nachdem sie etwas gegessen, schlief sie.

Nachmittags wachte sie auf; der Ton ihrer Stimme, Alles war an ihr verändert. Walther war nicht gleich zu finden. Als er kam, sie sah, ging er in's andere Zimmer; sagte, es könne jeden Augenblick ein Nervenschlag eintreten, sie sollten einen Eilboten zu Ernst schicken. Dieser kam gegen zwei Uhr Nachts, fand sie noch am Leben; sie erkannte noch seine Stimme, drückte ihre Freude aus.

Gegen Morgen verschied sie, an einem Nervenschlag, der das Gehirn getroffen. „Es war so ein recht heißer Sonntag," berichtet ihre Tochter Emilie, „ich war so allein! Das war mir eine schreckenvolle Zeit. Wir kannten nur Walther und Fräulein Björnsterna, die gerade an dem Tag nicht da war. Walther hat's entsetzlich angegriffen, er hat drei Tage kein Wort davon gesprochen."

Zwei Jahre nach dem Tode der Mutter war Emilie in Berlin, sah Fischenich wieder. Zweimal sandte sie ihm dort einige Zeilen. Wir lassen sie hier folgen.

Emilie von Schiller an Fischenich.

Wie sehr würden Sie Frau von Bardeleben und mich erfreuen, verehrter Herr Geheimrath, wenn Sie uns morgen Abend Ihre Gegenwart gewährten. Sie finden einige wenige Bekannte von uns, wie Frau von Helwig, Professor Wach mit seiner Schwester, Frau von Arnim, und noch einige, nicht mehr als behaglich um einen runden Tisch sitzen können. Wie freundlich wäre es von Ihnen, wenn Sie auch nur auf eine Stunde kämen; und die milde Luft läßt uns hoffen, daß Ihnen ein Ausgang erlaubt sei. Doppelt würden Sie mich erfreuen, da ich Anfang Mai von hier abreise; und also ganz das Vergnügen, Sie zu sehen, aufgeben muß.

Berlin, den 23. April 1828.

Mit wahrer Verehrung
Ihre ergebene
Emilie von Schiller.

Emilie an Fischenich.

Erlauben Sie mir, Ihnen durch diese Zeilen ein Lebewohl zu sagen, da ich die Freude, Sie noch selbst zu sehen, nicht mehr haben kann. Morgen reise ich von hier ab; und kann unmöglich abreisen, ohne Ihnen noch zu sagen, wie sehr mich die Erneuerung Ihrer Bekanntschaft erfreut hat. Möge es Ihnen recht gut ergehen!

Den 4. Mai.

Mit wahrer Verehrung
Ihre ergebene
Emilie von Schiller.

Fischenich kehrte nicht nach dem Rhein zurück. Nicht von liebenden Angehörigen umgeben, immer die Sehnsucht nach der Heimath im Herzen, erkrankte er. Am 4. Juni 1831 ward er, auch durch einen Nervenschlag, seinen Freunden, dem Vaterland entrissen. Zwei seiner Amtsgenossen, Mitglieder des Rheinischen Revisions- und Cassationshofs, sandten auch nach dem Rhein die Todesnachricht. Sie lautete also: „Den heute Morgen um 8 Uhr durch einen Nervenschlag bewirkten Tod des Königl. Geheimen Oberjustiz- und Geheimen Oberrevisionsraths Herrn Fischenich zeigen ganz ergebenst an, Berlin den 4. Juni 1831, Blanchard. Scheller."

Druck von Mahlau & Waldschmidt. Frankfurt a. M.

Malß, C., Volkstheater in Frankfurter Mundart. 2. Aufl. 12°. 1850. Geh. Thlr. 1. 5. fl. 2.

Marbach, Dr. **Joh.**, Die heilige Weihnachtszeit nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen. 2. Auflage. Cart. 8°. 1865. 15 Sgr. 54 kr.

Nohl, Dr. **Ludwig**, der Geist der Tonkunst. 8°. 1861. Thlr. 1. fl. 1. 45.

— — Die Zauberflöte. Betrachtungen über die Bedeutung der dram. Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes. 8°. 1862. Thlr. 1. 10. fl. 2. 20.

Rausch, Dr. **Fr.**, Geschichte der Literatur des Rhäto-Romanischen Volkes mit einem Blick auf Sprache und Charakter desselben. gr. 8°. 1870. Geh. 28 Sgr. fl. 1. 36.

Ravenstein, Aug., Volksturnbuch im Sinne von Jahn, Eiselen und Spieß. Ein Führer auf dem Gebiete des Männer- und Vereins-Turnwesens, sowie für Turnlehrer. Mit 4 Tafeln Abbildungen und 500 Holzschnitten. 2 verb. Auflage. gr. 8°. 1868. Thlr. 2. 12. fl. 4. 12.

Richter-Album, Neues. Ludwig Richter's Illustrationen zu W. O. von Horn's Schriften. 2 Bände in 4°. 1873. Eleg. geb. Thlr. 9.

Rückert, Fr., Gedichte. Auswahl des Verfassers. Zwei Theile in einem Band mit zwei Stahlstichen nach L. Richter. 16. Aufl. Miniaturformat. 1870. In Cambr. mit Goldschn. Thlr. 2. 18. fl. 4. 30.

— — dasselbe in 8°. 17. Auflage. 1872. Thlr. 2. fl. 3. 30.

— — Liebesfrühling. Prachtausgabe mit 6 Farbendruckblättern und 70 Holzschnitten nach Prof. A. Schrödter. gr. 4°. (35 Bog.) 1868.
In Cambric mit Goldschnitt Thlr. 10. 20.
In reichem Maroquinband mit Goldschnitt Thlr. 13. 10.

— — Dasselbe. Miniatur-Ausgabe mit einem Stahlstich. (20 Bogen.) Eleg. geb. mit Goldschnitt. 8. Aufl. 1872. Thlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42.

— — Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. Vierte verbesserte Auflage. 1862. Miniatur-Ausgabe. Geb. mit Goldschnitt. Thlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42.

— — Lieder u. Sprüche aus seinem Nachlasse. 8°. 1866. br. Thlr. 1. fl. 1. 45.

— — Kindertodtenlieder. Min.-Ausg. Geb. mit Goldschnitt. Thlr. 1. 25. Sgr.

Schrödter, Alwine, In Freud und Leid. Denksprüche mit Initialien in Farbendruck. In eleganter Cambric-Mappe. 4°. 1871. Vollständige Prachtausgabe in 19 Blatt. Thlr. 6. 12. fl. 11. 12.

— — Um Lieb und Kunst. Pracht-Album in 12 Farbendruckblättern groß Folio in eleganter Mappe. Thlr. 9. fl. 15. 45.

— — Fremde und Heimath. Eilf Denksprüche in Wort und Bild in Farbendruck mit einem Textblatt. In reicher Cambricmappe in groß Folio. Thlr. 11. 10. fl. 20.

Souchay, Dr. **E. F.**, Geschichte der deutschen Monarchie. Von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall (687—1519). In 4 Bänden gr. 8°. 1861/62. Thlr. 10. 20. fl. 18. 40.

— — Deutschland während der Reformation. gr. 8°. 1868. Thlr 2. 12. fl. 4. 12.

Weismann, Dr. **Heinrich**, Ludwig Uhland's dramatische Dichtungen, für Schule und Haus erläutert. 8°. 1863. Thlr. 1. 15. fl. 2. 42.

Wirth, Max, Geschichte der Handelskrisen. Zweite Auflage. gr. 8°. 1874. Thlr. 3. 15. Sgr.

Zimmermann, Prof. Dr. **Georg**, Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit. 8°. 1871. Thlr. 2. 7½. fl. 3. 54.

Frankfurt a. M.
Druck von Mahlau & Waldschmidt.
1875.